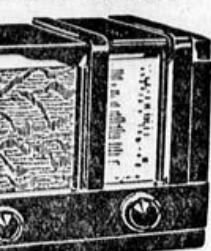


ltung!

m arbeitet der
emeister"



175,— mit Röhren.

auf durch alle Händ-
ler, auch auf Teilzah-
lung. Verlangen
Sie kostenlos
Prospekt
186

LOEWE



este Qualitäten.

ympia-
sine
ingetroffen
EUSS

Ruf 4/54

Sonntag, 27. Oktober,
be feierliches Hochamt
Rittmann, 30. Oktober,
159 Uhr Andacht in

im Münster General-
im Kolpinghaus. —
erfahren der Tüftler,
abend der Tüftler —
Schachabend
tag 3 Uhr Sitzung im
auen: Montag abend
Bezirksvorsteherinnen
tag Christus-Königsfest
anfol. Marienhaus.



Neuheiten
Schraub- oder verz-
te ab- feinsten mit kleinen
Gedächtnisbleiben
bitte zu verkaufen.
Angeb. unter 554
Brosch. 9/10/11/12

jede Anzeige!

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 43 — Sonntag, 27. Oktober 1935

Herbstallee

Wir schreiten sprachlos durch die Herbstallee.
Die Bäume stehen dunkel und entlaubt.
Noch gestern haben wir es nicht geglaubt,
doch heute erfüllt uns namenloses Weh.

Das Lied ist aus, verstummt im leeren Wind.
Fremd rauschen unsre Schritte durch das Laub.
Wer ahnte vor dem Sturme solchen Raub?
Wir sahn an Frucht und Farbenrausch uns blind.

Noch gestern haben wir es nicht geglaubt,
doch heute erfüllt uns namenloses Weh.
Wir schreiten sprachlos durch die Herbstallee:
die Bäume stehen dunkel und entlaubt.

Hans Peter Keller.

Kleine Hymne auf das Buch

Von Heinrich Zerkulen

In der rheinischen Universitätsstadt Bonn, meiner Heimat,
vermieteten die Eltern — wie viele andere auch — Zimmer an
Studenten. Das war lange vor dem Kriege. Und wenn ein
junger Mäus damals zur Alma Mater nach Bonn zog, dann
dachte er zunächst wohl weniger ans Studieren. Damals konnte
er sich noch ein oder zwei Semester ohne schlechtes Gewissen
um die Ohren schlagen: die Reben blühten, die blauen Königs-
husaren ritten zum Sand und die Poppelsdorfer Allee war der
herrlichste Bummel der Welt. Es gab wohl auch keine zweite
Stadt in Deutschland, die zu dieser Zeit so viele Mädchenpensio-
nate in ihren Mauern barg wie Bonn am Rhein. Es war die
Zeit der Gustav Falke und Detlev v. Liliencron, und die
Verse — strömend aus dem Ueberflutz des Herzens — standen
hoch im Kurs. Da aber in meines Vaters Haus auf solche Weise
immer ein Kommen und Gehen war von jungen Menschen, auf-
getan, sorglos und voll schwärmerischer Lebensbejahung, hielt
ich selber mit allen gute Freundschaft. Ich übersetzte in der
Schule noch mit Mühe den Bellum gallicum, da kannte und liebte
ich schon Liliencrons „Poggfried“. Das Buch wurde Wegrich-
tung und Ziel.

Aber dann, als man selber so weit schien für die Alma
Mater, Verse und strömenden Ueberflutz des Herzens, da waren
über Nacht die Trompeten aus den Liedern wach geworden und
stürmende Fanfaren schmetterten über das Land „Die Wacht
am Rhein“. Da brach in einem selber mit glühender Wirklich-
keit alles auf, was man heißen Auges gelesen — gelesen — ge-
lesen hatte: die Schlacht, der Kampf, der Krieg! Und das Buch
zog mit hinaus. Aber zum „Poggfried“ war der Faust hinzu-
gekommen und Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“. Und
über den Versen der Jugend schwang die Ahnung der bunten
Vielgestaltigkeit allen Erlebens aus der großen Shakespeares
wirbelndem Menschentanz. Das Gewehr in der Faust, das Buch
im Tornister — wieder war das Buch Wegrichtung und Ziel.

Und abermals als neuer Meilenstein aus Sinn und Unsinn
krachender Umwelt und keuchender Not, aus dem Zusammen-
bruch von Vaterland und Wunschbild blieb — das Buch. In
solch einem Buch stand es zu lesen, wie es einst war: Glanz
deutscher Machtherlichkeit gepaart mit dem unvergänglichen
Glauben der Eichendorff, Mörike und Meister Wilhelm
Raabe an Gott und die Sterne. Konnte alles verloren sein,
da noch ein Himmel über uns blaute und Bäume wuchsen und
Berge ragten und Täler blühten? Es kam aber die bitterschwere
und böse Zeit, und wenn der Glaube nicht schwinden dürfte, dann
mußte man sich festhalten am Abbild deutscher Geschichte im
Buch — im Buch — im Buch!

Neue Meilensteine, immer neue. Der brausende Zug des
Lebens fährt vorüber an Menschen, Schicksalen, Städten, an Not

und Schuld, an Kreuzen und Fahnen, an Verzagtheit und neuem
Mut. Aber immer bleibt die Stunde der Besinnung, der Samm-
lung, des inneren Vergleichs: die Stunde mit dem Buch. Das
Buch bleibt das Schatzkästlein des Herzens, die
unerschöpfliche Truhe für alle lärmende Sehnsucht im
Blut: Ist ein Unterschied zwischen dem Jungen, der auf dem
Zimmer der Muli heimlich Falke und Liliencron las und dem
Manne, der suchend und wägend im Lampenschein — draußen
legt der Herbststurm durch die Bäume — dem nachspürt, was
ewig gesungen wurde, um ewig jung zu bleiben?

Ja, es ist ein Unterschied zwischen beiden, zwischen dem
Jungen und dem Manne. Da sind die Trompeten über das Land
gegangen und die Fanfaren, die in jedes Menschen Herz nach
ihrem Echo suchen. Zeiten und Namen sind vergangen, aber
das Erkenntnis ist auferstanden um die große Gemeinschaft, um
das Wissen und um die Verbundenheit auf Tod und Leben mit
dem Volke, das um sein Erbe und um seinen Lebensraum ringt,
das nackten Fußes den steilen Weg geht in ein neues Werden
seines Geschicks und seiner Sendung. Andere Bücher sind ge-
kommen, bittere, gemeißelte, aufwühlende: Bücher, die fordern,

Bücher, die verpflichten, Bücher, denen nachzuleben jedem Deut-
schen Sinn eines neuen Daseins bedeutet.

Eine Jugend, die liest und ein Volk, das liest, die leben ein
doppeltes Leben. O, der Arme unter uns, der nur vom Karten-
spiel an seinen kostbaren Abenden leben muß! Man sollte für
ihn ein geistiges Winterhilfswerk organisieren, damit er nicht
armelig und nackt einst sterben muß, leer gepumpt vom Alltag,
ohne Wissen um die heilige Sendung, die das Buch verkündet:
das Buch, das den Menschen über Zeit und Gegenwart erhöhend
mit jenem verbindet, das immer lebte und wirkte zum Segen der
Erde, zum Lobe des Herren.

Hölderlin, der Deutsche, spricht es aus: „Wo ein Volk das
Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da
weht wie Lebensluft ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der
scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß
sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung. Die
Heimat aller Menschen ist bei solchem Volk und gerne mag der
Fremde sich dort verweilen.“

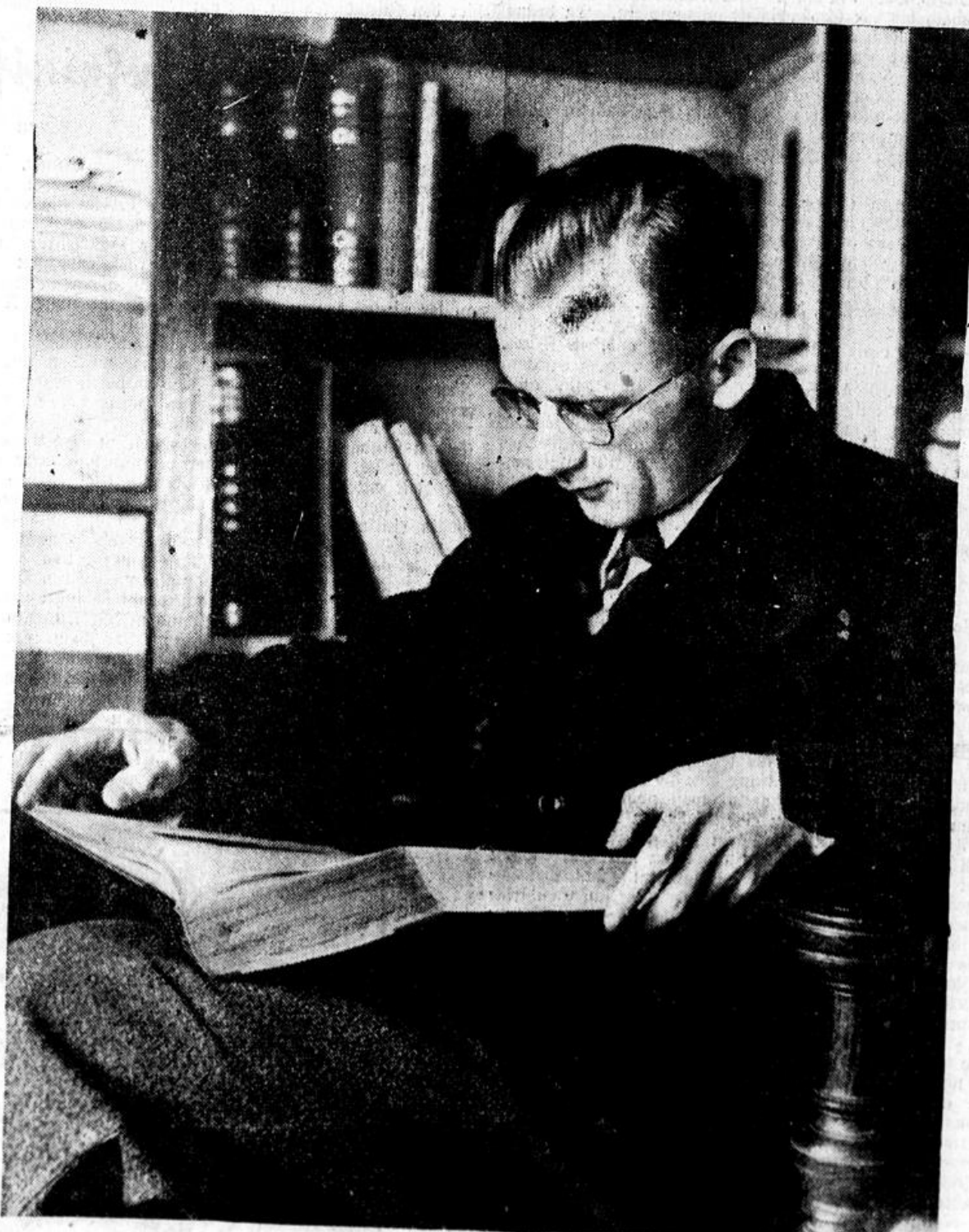


Foto: W. Pfeifer, Neuss

Ein Jünger in unsrerer Welt

Von Elise Gasse.

Unsere Gemütsart ähnelt der Landschaft, die unser vertrautes Zuhause ist. Und zumal dem großen Menschen liegt die Heimat in der Seele, — so offenbar zuweilen, daß man sie aus ihr und ihrer Haltung und ihren Schöpfungen herauslesen vermag.

„Ich werde ein Teil von dem, was mich umgibt, und mit ihm hohe Berge ein Gefühl“, schrieb Byron, als seinem Dichtertage täglich die großen Linien der Schweiz begegneten. Und dieses Erlebnis der Einsiedlung mit einem oft und liebend erschauten Bilde hat vorzeitig schon Platz in den Wahrspruch gefaßt: „Was du siehst, das bist du!“

Mozart und Salzburg! Wie gleichen doch er und sein Werk dem Lande, wo seine Wiege stand! Die ganze Gegend um diese schönste Stadt ist Mozart. Der blühende Gar mit all seinen Tönen und Farben trillert und jubiliert und musiziert wie er. Anmutig schwingt sich der geistige Boden auf und nieder, tut da und dort einen mutwilligen Bodsprung wie Papageno, gleitet weich dahin wie eine schmeichelnde Aria amorosa, kraut sich spielerisch, stolziert eine Strede in zierlichem Menetttschritt, neigt sich adagio, adagio in einen heiter träumenden See hinab, um sich alsbald bis zur Großartigkeit aufzugipfeln. Da drüht von der dükteren, schwer umwölften Pyramide des Untersbergs dämonische Gewalt herab wie aus Don Juans Vermeßtheit und aus dem Mächertum des „steinernen Gasts“. Aber des Nachts, wenn der Mondschein alle Formen stillt und in Düstergelbe verwandelt und von der Erde löst, singt das Bergland ein feierliches Requiem voll Auferstehungshoffnung.

Ein anderes Welt- und Menschenbild: Guggen und Theodor Storm.

Am grauen Strand, am grauen Meer
und seitab liegt die Stadt;
der Nebel drückt die Dächer schwer,
und durch die Stille braust das Meer
eintönig um die Stadt.

Gespentisches Rauchen, dumpfes Rollen — und gefesselter Atem. Vor bösen Stürmen sich duckende Häuschen in engen Gassen — und ein oft bedrückter Sinn. Verschlossene Türen aus verwittertem Holz, verborgene Gärten, trauernde Stiegen, dümmrige Bodenträume — und eine von schimmern Spul und von jarten Heimlichkeiten erfüllte Einbildungskraft. Eine bleiche Sonne über Stadt und Reich, und die nahe Meeresinsel wie aus fahlem Dunit gewoben, — zur Entladung verlassenes Hoffen und immer neues Ringen um Klarheit und Entschiedenheit. Wir glauben es dem Dichter von Guggen, daß es ihm nicht leicht wurde, seine Gestalten plastisch zu schauen, und daß er manchmal tagelang nach einem verdecktenden, malenden Wort suchen mußte.

Willst den Dichter du verstehen,
mußt in Dichters Lande gehn. ...!

Andere Poeten, die mit Stift und Pinsel dichteten, mußten sich freilich oft weit verwandern, ehe ihnen der eingeborene Charakter ihrer Kunst über einer Landschaft aufging.

Ein Ludwig Richter erlebte, nachdem er der peinig empfundenen Umatur in der Dresdener Werkstatt seines Vaters entkommen war, den Trop und die trümmrige Lieblichkeit des romantischen Kellengebirges, das man die Sächsischen Schweiz zu nennen begann, als felsenverwandte Natur und tatete sich näher zu seiner Berufung hin, als er sie auf Kupferstichen abbildete. Er entfernte sich noch weiter von altdäterlichem Zwang und glitt tiefer in sein eigenes Wesen hinein, als der russische Künstler Marischkin den jungen Zeichner im Reisewagen in den Rheingau mitnahm; der lachte ihn mit ungetrauten Zügen an. Noch aber wurde seine Heimfahrt zu wahrer Deutlichkeit aufgehalten und seine Kunst in den denkbar schönsten Umweg hineinverloren: durch das italienische Reisependium. Als sich ihm jedoch, hingelagert vor der gläsernen Klarheit der Sabinerberge, die stolze Schwerkraft antiker Trümmer und der schwüle Hauber der Campagna darbot, malte er den Wagnmann ob dem Königssee, den er unterwegs gesehen und dessen Höhenhang seiner Art gemäßer war als der sinnbetörende Reiz des Südens. Drei Jahre lang konnte er nicht anders, als alles Römische verdeutschen, bis sein blaues Auge den heimatischen Norden wieder sah und sich endlich die Landschaft entdeckte, die wie aus seiner ahnungslosen Seele herausgeschritten schien: das böhmische Mittelgebirge an der sächsischen Grenze.

Ueberwältigt mit dankbarem Händelalten, grüßte er hier Gegenbilder seines inneren Lebens: Fluren, reichbewegt und still-glücklich wie sein Gemüt, fruchtbar wie seine Phantasie. Nun mußte er mit einem Male: Was ich sehe, ist das längst gesuchte Reich meiner Kunst! Auf siebenmal sieben Märchenbergen Eibbaumparadiese, im Frühling weiß umwölkt bis hinab ins Tal der laufenden Blumen: fachelnde Lüfte, die Schalmelienblätter, keine Stürmer sind; Regenbogen über trachtigen Redern; emsiges und zärtliches Getriebe im ländlichen Alltag; Datten voll zufriedener Menschen und vogelfroher Kinder. Diese mütterliche Landschaft lehrte ihn lieben und schaffen wie nie zuvor!

Aber nicht nur Künstler, auch Helben und Heilige begreift du tiefer aus ihrer Wahlheimat oder der Natur heraus, die sie von Jugend auf umgab. Auch wo sie übertrugen, sie mit ihrer eigenen Größe verherrlichten, blieben sie dennoch ihrer Mutter Kind.

Tirol ist durch Andreas Hofer ein höherer Begriff geworden, obwohl sein Helbentum ein Sohn der Feme war. Nirgendwo sonst als in seinem Alpenland hätte seine Vaterlandsiebe sich so gewaltig trotzend hochreden können.

Von der Heimat des großen Förderers wertiger Christenliebe, des Franz von Sales, von Anneoy im savoyischen Gebirge, hat Heinrich Heidegger einmal gesagt: es offenbare ganz den großartigen Charakter des Genfer Bischofs. Er, der mit Festigkeit und sonniger Güte selbst den düsteren Kalvin zu überwinden trachtete, entkamte einem Schloß in der Nähe des freundlichen Städtchens am blaugrünen Bergsee, den edelgeformte Boralpen umgeben, die alsbald machtvoll in die Höhe steigen. „Beschaufliche Lieblichkeit, immerhin verbunden mit dem Ernst von Zweitaufenden, herrscht hier vor. Der See ist ein ruhend schönes Stüd Sanftmut und Friede. Hier geht etwas wie Eleganz und Melodie durch die Landschaft. Die harmonische Linie der Berglette, das süße Bild des Tales, Wasserchen, die zur Rhone treiben, südliche Häuser und Bäume, das stand- und wehrhafte Schloß: alles atmet Grazie und Adel und ist dem Wesen des Franz von Sales in schönstem Guss verbunden.“

Un der andere Franz, der Heilige von Assisi: unsichtbar und dennoch sichtbar geht heute noch sein Sein und Werden in der Felsenstadt um, ja in den Lüften über ihr. Was er in seinen Tagen vor sich sah und was jetzt noch steht und ragt, das war er. Wiewohl er unendlich viel mehr war, als er sah und von außen in sich hineinlebte! Vor einem hohen Palazetto mit maurischen Fensterfüßchen ein Gerank von leidenschaftlich glühenden

Blüten; nahebei ein antiker Minervatempel, ihm zu Häupten das starke Römerkastell, aus dem Felsen aufwachsend und herausfordernd in das glänzende Talboden weit nach Perugia hinüberstrahlend — aus dieser Umrahmung tritt der heißblütige Jüngling uns entgegen, vornehm angetan, voll Wissensdrang und kriegerischer Ruhmbegier, mit der welterobernden Geste seiner gewappneten Arme. Das Schwert war ihm drüben in der Feindesstadt aus der Hand geschlagen, als der kühne Streiter für Assisis Ehre lange Monate im Kerker schmachtete, den massiven Giepfiler des Apennins vor Augen. Wie wegversperrend schiebt der sich vor, — und jenseits, in Spoleto, war es, wo Franz auf ritterliche Fahrt gen Süden willens, dem Feldherrn des Papstes Walter von Brienne, Gefolgsschaft zu leisten und selber Führer und Führer zu werden, ein „Bis hierher und nicht weiter“ vernahm und seinen Tag von Damastus erlebte.

Vom Kamm des kalten Gebirges niederstehend, bricht ein eisiger Nennsturm in die Gärten Assisis ein, streut förmigen Schnee über blühende Mandelbäume und zerstreut dem Wanderer das Gesicht — alle Klarheit, alle Farben überleben hier den Zurückgekehrten, der ein Jünger Jesu werden wollte.

Ein unsichtbares Zielmannstück

von Wilhelm Schäfer.

Als Johannes — der sich nun Müller nannte, in Vollen und Strumpfharen, auch Trifotagen — an dem Sonntag-nachmittag den Felsweg zur Martinskapelle hinaufging, um von da über den jadtigen Felsrand an die Weyburg zu kommen, war er doch wieder der seinem Hauslehrer entlaufene Student aus Basel; denn die grauen Giebfelsen zu beobachten, wie sie aus den Spalten der Weinbergsmauern lüftern an die Sonne kamen, um blüchneß in ihr kühles Dunkel zu verschwinden, oder den Schleppstählen nachzutäumen, wie sie leer zu Paaren oder Vieren aneinandergepöppelt von geschwinden Dampfern abwärts gezogen wurden und so von oben gesehen und an einem Weinfischblatt gemessen, kaum größer als die Giebfelsen waren: dazu hat ein Giebfelsen-reisender auch am Sonntag keine Zeit, weil er mit seinen eigenen handgreiflichen Vergnügungen zu finden weiß.

Er wollte, als er nach einer reichlichen Stunde verlassener Zeit endlich bei der Kapelle und dem kleinen Kirchhof war — wo sich unermutet hinter einem Hohlweg überm Rhein ein riesengröner Bachgrund öffnete und bis in die blauen Höhen mit Waldhängen hinaufzog — nach links über den Felsrand zu einem Pavillon hinauf, von dem er sich einen Blick auf die Burg und zugleich über den Ort erhoffte, fand sich aber durch einen Stachelstrauch gehindert; und als er den auf einer Schutthalde steil und mühsam umgangen hatte, sah er den Platz gerade von einer Schar lärmender Burschen gestürmt. Er zog sich, wie er glaubte, unbemerkt zurück, kam jedoch ins Rutschen, wollte sich an einem Strauch halten, fiel hin und folterte bis auf den Weg hinunter, wo er unbeschädigt aufstand und sich an dem kleinen Mischgelsch belustigte hätte, wenn nicht wieder das Gelächter vom vergangenen Abend über ihn gekommen wäre. Es verdroß ihn, Aufzauer gehabt zu haben, so ging er rasch um die Ecke den Fährweg



Herbstrieden

entbild 30

hinauf, der von hier aus ziemlich gerade an dem langen Berggraben vorbei und zuletzt steil zur Burg hinaufführte. Unterwegs nahm er wahr, daß nach dieser Seite ein gepflasterter Weg von dem Pavillon herunterkam, seine Kletterkünste also unnütz gewesen waren; als er höher war, sah er die Burschen schon wieder lärmend hinunterstürmen und war froh, daß sie — die augenscheinlich den Ort durch laute Streiche im Kerker hielten — nach der Kapelle hin abbogen.

Die Burg war nicht zugänglich und in einem bösen Geschmach mit Gärten und Zinnen ausgebaut; nur die Wirtschast im alten Torbau stand offen und die äußere Terrasse, wo man durch Brombeersträucher fast senkrecht auf die engen Höfe und Schieferdächer des alten Ortes und in das abgeschlossene Stüd Rheintal wie in einen Krater sieht. Er stand da lange und mußte denken, wie selbst das dieß doch mit der Heimat und den Jugendindrücken wäre: obwohl er nur bis zum siebenten Jahr im Eliaß gewesen und gleich vor dem Krieg nach Basel gekommen war, stand das Bild der blauen Vogelfennauer hinter grünen Gebirgen mit schlanken Pappeuten, hölzernen Kanalbrücken und schwarzot bedachten Häusern so lebhaft in ihm, daß sein Gefühl unwillkürlich jede Landschaft daran maß und sie je nach der Verwundlichkeit als vertraut oder fremd empfand. Hier zwischen diesen Felshängen und Steildächern deren Schiefergrau selbst in den Grashängen und dem Laub der Bäume noch durchzukommen, das den dümmigen Himmel wie den Wasserpiegel zu färben schien, so daß der helle blaugrüne Rhein seiner Heimat nun ein graues Gewässer war, darauf die Schieferfänge wie Kellerrassen lagen: hier hatte er Jahre lang

Von der alten Feste droben sieht man, im Rücken der Stadt, ein seltsam verborgenes Tal dunkeln; inmitten zwischen farblosen Felswänden, von Flußrinnen umzingelt, von schwarzflamenden Zypressen und strenggezogenen Feden eingegiegt, ein Kloster, — an Franzens Weltflucht gemahnend. So tief im Grunde es sich indes auch birgt, der Sturm erreicht es doch, der mit grümmender Peitsche die Erde züchtigt, die schweratmend ihr Seufzen und Stöhnen hineinhaucht in die davon jagenden Wirbel.

Weit drüben, auf der stillen Fläche des Trajimenischen Sees, spiegelt sich der Mond groß und klar. Hohes Licht senkt sich in irdische Sphären ein. Alle Farben zerfließen. Alles Wuchende wird flügelleicht. Deltäume an der Straße nach Assisi erscheinen in ihrem flimmernden Laubmantel wie schwebend. Weiterhaft schimmern die tagenden Zyklopenmanern der alten Klosterburg, und es ist, als hüten die gewaltigen Strebezieiler, die wie Silberfäden glänzen, die Stadt empor. Und über ihr steigt die Oberkirche „San Francesco“ in den fernverfüllten Nachthimmel.

Klater wird's uns hier als irgendwo: daß sichtbar Bilder ein Gleichnis des Unsichtbaren in uns sind, und daß Sie uns das Wunder einer Menschenseele schauen lassen und erschließen können.

„Sehne dich und wandere“ heißt eine Reuererscheinung des Verlages Herder. Natur und Mensch, Landschaft — Verantlichtheit, das ist das Thema, das in vielen, oft dichterisch geformten Variationen abgewandelt wird.

wohnen können und alles würde ihm doch fremd und unheimlich bleiben.

So schrat er auf, als unvermutet Schritte kamen und sich jemand — den Gut in der Hand, wie es Kleinbürgersleute machen — zu ihm stellte: ein handfester Kerl mit rotgeiprenkelten Backen, der ihn um irgend etwas ansprach. Es dauerte lange, bis er mehr als ein paar Worte verstand und auch dann erst aus seinen Handbewegungen erriet, daß der Bursche etwas verloren hatte, was er gefunden haben sollte. Während er ihn noch abwehrte, sah er sich auch schon von einem Trupp junger Leute eingeschlossen, die alle sehr höflich waren, ihn aber unweifelhaft beschuldigten eine Geldtasche von dem Menschen gefunden zu haben, den sie Anton nannten und der nun schon handgreiflicher neben ihm stand: Weil er als einziger nach ihnen den Burgweg hinaufgekommen wäre, könnte es niemand anders gewesen sein! — So zwischen den hohen Burgmauern und dem senkrechten Abhang nicht über gestellt, machte sich Johannes schon die sonderbarsten Gedanken über die Gesellschaft und überfüllung in der Erinnerungsfolge phantastischer Räubergeschichten, ob es nicht klüger wäre, diese Freiweiber irgendwie mit einem Lösegeld abzufinden: als die sich nach einem Mann umwandeln, der anscheinend als Sonntagspaziergänger zufällig durch den Torweg kam; nach seiner reichlich verbrauchten Kleidung ein Handwerksmann wie die andern, aber mit seinem Anebelbart, dem Rinfelerschlepp und dem Gehröck aus blauem Tuch augenscheinlich bemüht, etwas Besseres vorzustellen.

Der fragte gleich — die Stimme war heißer und Johannes sah auch den rotgeränderten Augen an, daß er ein Trinker war — was es da gäbe? Und als ihm einer, den er mit Heinrich anredete, ein bläulicher Jüngling, schichteten aber mit theaterhaften Reden den Fall erklärte, während die andern wie Statisten auf der Bühne schweigend abwarteten, wandte er sich als der Seldenspieler der Bande Johannes an, den die Komödie zu sehr überaschte, als daß sein Verrag gleich Luft bekam: Wenn es der junge Herr erlaube, wäre es am einfachsten, seine Taschen zu visitieren! Obwohl er wieder als Johannes Müller, in Vollen und Strumpfharen auch Trifotagen, noch sonst bereit war, das zu erlauben und die Komödie läner mitzumachen, hatte ihm der Mensch mit einem Griff von merkwürdiger Gewandtheit einen lebernen Geldbeutel aus der Rocktasche geholt, bevor er sich wehren konnte. Der, den sie Anton nannten, und der jetzt erst wieder seinen Gut aufsteckte, erhielt sein reklamiertes Eigentum zurück, die andern machten noch eine höhnische Verbeugung, dann gingen sie stillschweigend wie Statisten fort.

Johannes war so verdrüß, daß er sie auch sich, dankbar, sie mit der Komödie wieder los zu sein: sie waren aber noch nicht im Tor, als der Anebelbart den Anton eine Bärte hinhalt: dann achre ihm die wohl nicht? Und während der Bursche trotzdem gleich danach griff: So gib dem jungen Herrn sein Eigentum zurück.

Als Johannes den Menschen schon wieder mit dem Gut in der Hand auf sich zukommen sah, wurde ihm der Spoh zu plump, der hier aus hellen Tag mit ihm getrieben wurde; er ging im raschen Korn an ihnen vorbei dem Ausgang zu, um endlich von den Kerlen loszukommen.

Warum denn sein Vermögen so verschwenden? hörte er die heilere Stimme des Anebelbarts hinter sich her troffen, und wie er sich doch noch einmal umwandte, wurde es ihm für einen Augenblick kurios im Kopf; denn was der Anton hinter ihm herbrachte in seiner höhnischen Temut, war wirklich keine altnodische arzne Bärte, die er in den hinterlassenen Dingen seines Vaters gefunden hatte und seitdem als eine Art Andenken trug. Andem er, von aller Haltung verlassen, nach seiner Sontentlosse griff und endlich das verbläffte Gesicht machte, worauf die Spahnäkel nur gewartet hatten, brach auch schon wieder ihr Gelächter los, daß er nun kannte.

Er sah leht, daß alles nur ein verabredetes Taschentuchspiel war, aber als ihm der mit dem Anebelbart ruhmerdia ansinaderlechte, wie sie die Bärte unten an der Martinskapelle gefunden — wo er sie augenscheinlich mit dem Taschentuch herabgelesen hatte, als er durch ihr Gelächter verwirrt, die Erde von seinen Hosen abkosten moßte — und daraufhin diesen Schach verabredet hätten: mußte er ihnen wohl oder übel dankbar sein, sein Eigentum wieder zu haben, ohne daß er wieder im Sersoa von Nassau seine Rede bezöhen, noch abreifen konnte und also mit seinem Abenteuer an ein blamables Ende gekommen wäre. So konnte er, als ihm der Mensch nahe leate, den Anderlohn in der Burawirtschast mit einem Liter Wein abkühlen — was dankbar angenommen würde — nicht out abwehren und sah nach wenigen Minuten mit einer Gesellschaft beim Wein, in die er auf die sonderbarste Art gekommen war.

(Eines der berühmten gewordenen Meisterwerke der neuen deutschen Erzählkunst Wilhelm Schäfers Novelle: Die unterbrochene Heimfahrt! erscheint tocken im Alther Pangen/Georg Müller Verlag in München in neuer vorbildlicher Ausstattung. Mit Erlaubnis des Verlages veröffentlichten wir die vorstehende Probe.)

13572 Bücher wollen gelesen sein

Besuch in der Neußer Volksbücherei und Lesehalle

Als Gegenleistung dafür, daß man in der Neußer Lesehalle herrlich in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern herumstöbern darf, muß man lediglich seinen Namen in eine dicke Kladde einschreiben. Es wird darauf geachtet, daß man dies auch jedesmal tut, auch wenn man „nur mal eben“ sehen wollte, was es Neues gibt; und dies geschieht neben der notwendigen Kontrolle auch darum, weil man „um jeden Kunden froh ist“.

Die Kladde füllt sich täglich um etwa 60 bis 80 Namen, am Samstag sind es immer mehr als an den übrigen Tagen. Man entdeckt immer wieder dieselben Namenszüge, es sind eben „Kunde“, oft kommen sie zweimal am Tage. Wer

es in jeder Stadt viel mehr gibt, als man gewöhnlich glaubt. Man muß seine psychologischen Kenntnisse in der Bücherstube gründlich revidieren. Da ist ein älterer Herr, von dem wir vermuten, daß er ein gelehrtes Werk über irgend ein Spezialgebiet haben will, Spitzbart, ernst-ehrwürdige Miene und ein wissenschaftlicher Blick sprechen dafür. Aber er verlangt — Karl May. Und wenn man ihn fragt „Durchs wilde Kurdistan“ oder „Im Lande des Mahdi?“ so hat er alles schon gelesen, aber schließlich findet er, daß man Karl May immer noch mal lesen kann. Wenn wir bis dahin glauben, er würde vielleicht ein Buch für seinen hoffnungsvollen Sohn oder Neffen holen, so hat er sich damit die letzte Chance verpielt, nicht die menschliche, aber doch die seiner subjektiven Begehrtheit.

Dann kommt mal jemand, der möchte nichts Tragisches haben, davon erlebe man selbst genug, und es würde auch nicht schaden, wenn man lachen könnte durch das Buch. Das scheint sehr vernünftig. Ab und zu findet sich auch ein Melancholiker, der möchte ausdrücklich eine „ganz traurige Geschichte“. Aber vielleicht ist er gar kein Pessimist und Weltuntergangsschwärmer, sondern einer von denen, die es anstreben, wenn es anderen schlecht geht. Wer weiß? Man muß hier seiner Psychologie gegenüber skeptisch werden.

Interessant ist, was in der Bücherei besonders viel „gefragt“ ist. Ein Irrtum ist es, zu glauben, es würden fast nur Romane gelesen. Etwa die Hälfte der 13572 Bücher, nämlich 6356 sind belehrender Art, darunter in diesem Falle Philosophie, Kunst, Technik zu verstehen ist. Und auch diese Literatur wird eifrig gelesen.

Ein Blättern im Zettelkasten der ausgeliehenen Bücher, in denen man auch erleben kann, zu welchem Termin ein Buch ausgeliehen wurde, gibt Auskunft über die besonders beliebten Bücher.

Manche sind in vielen Exemplaren da, und oft kommt es vor, daß eins, das zurückgebracht wird, garnicht erst einfortiert werden muß, weil gleich einer im Saal ist, der es auch möchte. Ganghofer und So van Ammers-Küller scheinen besonders „gängige“ Unterhaltungsliteratur zu sein, aber auch Dörrer und Hans Carossa oder C. v. Mochow werden viel gelesen. Wir fanden sogar Homers „Ilias“ in dem Kasten der ausgeliehenen Bücher, hatten dabei aber einen besonderen Verdacht in Bezug auf Schule und Klassenarbeiten.

Abenteuerliche Reisebücher sind sehr beliebt, etwa die Werke von Colin Ross oder auch Rudner. Die Bücherei merkt es deutlich, daß zur Zeit eben Gedir durch Deutschland reist. Seine Bücher werden auf einmal von allen verlangt; die Bücherei merkt es auch, wenn ein Buch im Rundum oder in der Zeitung besprochen wurde, wie sie sogar merkt — was für Hausaufsätze in den Schulen aufgegeben werden.

Die Kriegsliteratur hat noch keineswegs an Interesse verloren. Eins ist bemerkenswert, viele, die im Krieg waren, legen, wir haben ihn selbst erlebt und wollen nichts über ihn wissen, wie dieses große Geheimnis war, von der man ihr immer spricht. Sie liest Deumelburg, Jöberlein, Ettighofer und sie liest auch Hans Grimm.

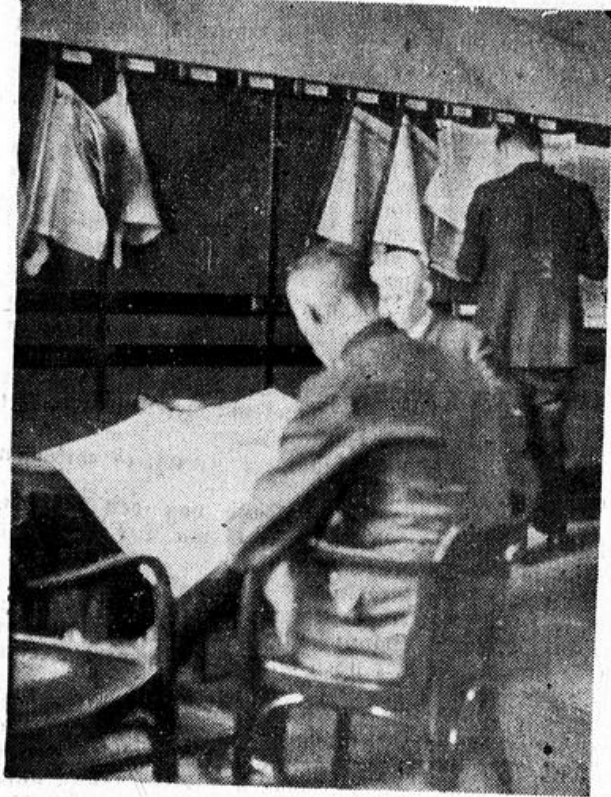
Eine besonders schöne Aufgabe muß es sein, die Jugendlichen zu beraten. Sie können unbefangener als die Erwachsenen und

lassen sich gern beraten. Man kann ihnen Schätze in ihr werdendes Leben mitgeben, für die jetzt ihre strahlenden Augen danken, für die sie aber auch noch dankbar sein werden, wenn sie einmal erwachsen sind. 1240 Jugendbücher zählt die Bibliothek, was aber nicht zu zählen ist, ist das Maß der Freude, die sie vermitteln dürfen.

Etwa 200 bis 250 Bücher werden an den Tagen mit doppelter Ausgabe hinausgegeben. In der Zeit der größten Arbeitslosigkeit waren es schon einmal 99 Bücher in einer Stunde. Wie man die überhaupt in einer Stunde aus einer großen Bibliothek zusammenfinden kann, bleibt dem Laien ein Rätsel. Der letzte Jahresabschluß verzeichnet 62000 Bucherausgaben. Das scheint viel, aber auf die Einwohnerzahl von Neuß umgerechnet, kommen doch keine zwei Bücher jährlich auf den lesfähigen Neußer. Dabei ist es doch sicher mehr eine Anerkennungsgebühr als eine Bezahlung, wenn man für 25 Bücher eine Mark gibt, Kurzarbeiter bekommen die Bücher noch billiger und Erwerbslose ganz umsonst. Zur Zeit kann sogar jedes Kind eine Karte für 25 Bücher umsonst haben.

Die Bücherei wird laufend ergänzt, im Jahr werden etwa 1000 Bücher angeschafft, von denen über die Hälfte Neuanfassungen sind, und die übrigen alte Bände ersetzen. Jedes Buch, das vom Leser zurückkommt, wird auf seinen Zustand untersucht, und leider muß oft viel in ihnen repariert werden, aber dafür finden sich schon einmal recht merkwürdige „Defekte“ in ihnen.

Ein besonderes Entgegenkommen gestattet den Bücherjüngern, in einigen Werken herumzustöbern, damit sie sich besser



„Das Neueste und Aktuellste“

erst einmal herausgefunden hat, wie warm und gemütlich man in der Lesehalle sitzen — und natürlich auch lesen — kann, der kommt sicher wieder. Ein fauler Kunde, der hier nur körperliche Bequemlichkeit suchen wollte, würde sicher bald von der stillen Gemeinde der ernsthaften Lesestanten ausgeschlossen, die hinter auszubereiteten Zeitungen sitzen und mit ihrer stummen Zurückhaltung jeden Eintretenden verpflichten, das Gleiche zu tun.

Es ist übrigens ein Männerkollegium, nur zwei, drei oder fünf Frauenamen findet man unter den vielen männlichen, zuweilen mit sichtbarem Behauptungswillen in den Christkägen. Die Männer sollen nur nicht glauben, daß sie allein in die Wissenschaft gepachtet hätten!

Im Nebenraum stehen dicke Schmöker, Atlanten, in denen man auch ganz winzige Dörfer der weiten Erde finden kann, Statistik, Konversationslexikon, schwere Bände Natur- und Staatswissenschaft, Jurisprudenz und Technik, also so ziemlich die ganze Welt, soweit sie sich mit Maß und Zahl einfassen läßt. Material für Wissensdurstige aller Kategorien. Aktuelleres Leben steht in den Zeitschriften. Was so die Welt bewegt und erregt ist hier zu finden, Politik, Literatur, Kunst, Sport, Technik, und besonders das Heimatchrifttum vom Niederrhein und von der Eifel ist hier vertreten.

Vor ein paar Jahren mußten die Ausleiher der Bücherei oft bis an die Treppe Schlange stehen. Wenn es heute nicht mehr so viele sind, so kann man diesen Rückgang insofern nicht beklagen, weil dieses Lesen oft nur aus den zu vielen Mußestunden der erzwungenen Arbeitslosigkeit entstanden war. Man las, weil man nichts anderes zu tun hatte. Aber viele haben durch die Arbeitslosigkeit auch wirklich zum Lesen gefunden. Als sie Arbeit fanden, kamen sie und bezahlten eine Leskarte. Sie sind vielfach die treuesten Leser und lesen meist sehr systematisch und oft schwere wissenschaftliche Literatur.

Viele kommen in die Bücherei und wollen spannende und interessante Bücher, aber wie sie meist einfach sagen „ein schönes Buch“. Die Buchausgeberin hat dann die Aufgabe, zu erörtern, was der Betreffende sich unter einem schönen Buch vorstellt. Das ist sicher bei jedem verschieden. Einfacher ist es schon, wenn jemand — es wird nicht verraten, ob es ein Er oder eine Sie war — ein Kind mit einem Zettel schickt, er möchte „Etwas vom Frühling und von der Liebe“. Da weiß man doch, woran man ist und kann für Abhilfe sorgen.

Ganze Menschenkunde kann man erraten, wenn man weiß, mit welcher Bücher sich die Mädchen beschäftigen. Es ist bald ein feststehender Vorgang: Da kommt ein junges Mädchen, das eine technische Zeitschrift, voll wissenschaftlicher Trodenheit, immer wieder verlangt, er sie, bis auf einmal wünscht er das Buch „Von der Anmeldung von Patenten“. Ah, jetzt weiß man Bescheid; er ist einer von den vielen unermüdbaren Vätern und Erfindern, von denen



Ein „schönes Buch“ bitte!

entscheiden können. Dieses Herumstöbern kann jedoch zu einem Exzeß ausarten. Für manche ist es sicher eine große Gefahr, und außerdem kann man zweifeln, daß diese Methode zu einer leichteren Wahl führt. Der literarisch vorgebildete Leser erst gar keinen Gebrauch von diesem Entgegenkommen. Viel gefährlicher ist es natürlich noch, wenn man etwa die Erlaubnis bekommt, in den gesamten Beständen herumzustöbern. Nur die Ordnung der ausgerichteten Bücherreihen vermag zuvor zu bewahren, daß man nicht in ihre Bhalanz Brechen ist läßt, unentwegt um sich Bücher aufstellt und in ihnen blättert und schließlich liest, bis etwa die Nacht hereingebrochen ist.

Die Bücherreihen sind nicht so bunt wie im eigenen Bücher-schrank, die meisten stehen in derben uniformen Bücherreihenbänden und Rilles Gedichte etwa haben darin sicher ein etwas seltsames Aussehen. Aber ihr Inhalt ist natürlich der gleiche. „Die Blätter fallen, fallen wie von weit, als wüßten in den Himmeln ferne Gärten“ heißt es da am Anfang eines wundervollen Gedichtes, doch es ist jetzt keine Zeit zum Lesen, nur zum Überfliegen der Buchreihen, in denen man hier einen Bekannten trifft und noch viel mehr Unbekannte. Und hin und wieder ist man versucht, noch dies oder das dringend zu empfehlen, weil es zur Vollständigkeit „unbedingt notwendig“ sei.

Man greift Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ heraus, ohne daß man sie nun gerade lesen möchte. Der 26. 7. 35 ist der denkwürdige Tag, an dem das Buch zum letztenmal von einem Neußer begehrt wurde, davor hatte es einer am 27. April geholt, seit seinem Einzug in die Bibliothek im November 34 wurde es fünfmal verlangt, und wir nehmen mal an, auch gelesen. Man kann das für wenig oder für viel halten, das bleibt der praktischen Vernunft und Vorliebe des Einzelnen überlassen.

Daß diese praktische Vernunft die sovielen kritischbedürftige reine Vernunft überwiegt, kann man daraus schließen, daß mehr noch als Kant ein Buch, „Wie sie groß und reich wurden“ verlangt wird, ein Buch, dem man einen suggestiven Titel nicht abschreiben kann. Psychologisch dürfte diesmal die Situation ziemlich einfach liegen. Die Welt ist eben weit gespannt in den Seelen der Menschen und ebenso weit auch in den Büchern. Darum finden wir gleichfalls unter ihnen sowohl den „Kauf“ sowie auch „Etwas vom Frühling und von der Liebe“.

Fotos: W. Pfeifer, Neuß

Walther Dillinger

„Nur weil ich viel, doch müß' ich alles wissen“

Seppel bummelt nach Afrika

Erlebnisse eines Weltfahrers
Von Josef Popfinger

(2. Folge.)

Als Blindpassagier über die Sahara

Wie ich „schwarz“ ins Militärflugzeug kam — Notlandung in der Wüste — Rettung aus dem Sandmeer.

Die Militärflugzeuge in Tunis erregten schon seit mehreren Tagen deshalb mein besonderes Interesse, weil ich zu gerne einmal einen Flug machen wollte. Aber wie soll ich da ohne weiteres mitfliegen dürfen? Für einen Deutschen ist es sowieso schon gefährlich, wenn er sich nur in der Nähe französischer Flugzeuge aufhält. Man kann zu leicht wegen Spionageverdacht eingesperrt werden.

Eine Stunde lang sah ich „Holler-Hochdecker“ morgen nach Timbuktu starten. Ich schlenderte durch die Anlagen, hörte dabei, daß der Pilot ohne jede Begleitung fliegen würde, und sofort faßte ich den Entschluß, mitzufahren. Damit mußte ich freilich rechnen, daß ich bei einer solchen Fahrt mein Leben riskiere.

Bei hochfinsterner Nacht, meine Armbanduhr zeigte 2 Uhr, schlich ich an das Flugzeug heran. Der französische Posten schloß gerade den Schlaf des Gerechten und

so konnte ich unbemerkt ins Flugzeug steigen.

Dann kroch ich in das Innere des Rumpfes und machte mir in dem etwas engen Raum ein Plätzchen zurecht. In diesem Versteck wartete ich auf die kommenden Dinge.

Falls man mich jetzt erwischte, gab es nicht Wochen, sondern Monate Gefängnis. Jedoch vertraute ich meinem Stern und rechnete vor allem damit, daß man mich nicht vor dem Start entdeckte.

Um 5.30 Uhr früh wurde es draußen allmählich lebendig, die Maschinen wurden zum Start bereitgestellt. Meinen Posten rollte man ein Stückchen vor. Ein Monteur überprüfte die Maschine, ließ dabei den Motor zur Probe anspringen; kurze Zeit hernach herrschte wieder Stille.

Eine Stunde später traf der Pilot ein. Er sprach mit einigen Kameraden, flog dann in den Führerflügel und gab Kontakt. Schon sprang der Propeller an. Der Pilot ließ den Motor auf Touren laufen — ein unheimliches Surren — nun gab er mehr Gas — die Maschine rollte an — es ging schnell auf der Erde dahin — und jetzt hob sich der Hopper — wir waren in der Luft.

Mit außergewöhnlicher Geschwindigkeit fauchte die Maschine der Sonne entgegen. Es war ein schöner Tag. Ich machte mit meinem Messer ein kleines Loch in die untere Wand des Rumpfes, um auf die Erde sehen zu können.

Unter uns sah ich jetzt Araberhöfe und Kamelherden. Weit in der Ferne tauchten Karawanen auf, nun flogen wir über ein Dorf, welches ganz weiß heraufleuchtete. Ringsum war nichts wie Sand zu erblicken. Der Motor brummt immer gleich, nur fachte das Flugzeug in Luftschüßeln manchmal etwas ab. Nach meiner Schätzung flogen wir in 1500 bis 2000 Meter Höhe. Einige Stunden später waren wir mitten im unendlichen Sandmeer der Wüste; es ging jetzt ins Ungewisse.

Die Sonne brannte sehr stark hernieder. Nun erblickte ich keine Kamelherde mehr, auch Karawanen und Araberhöfe waren nicht mehr zu sehen. Soweit das Auge reichte, war nur der graugelbe Sand der Sahara zu erblicken, bald zeigte sich die Erde flach, bald hügelig. Mir stimmte alles vor den Augen; immer das gleiche Bild.

Es war ein unheimliches Gefühl, da hoch oben in der Luft über einer Wüste und noch dazu versteckt ins Ungewisse zu fliegen. Ich gestehe, in diesem Augenblick kamen mir allerlei dumme Gedanken; wenn nun etwas passieren würde?

Es war mir nicht mehr so wohl zumute wie früher, denn das Flugzeug schwankte beständig hin und her. Und unten keine Dase, keine Palme! Immer härter wurde das Schaukeln und ein dicker Dunst flog auf.

In diesen Minuten kam mir eine dumpfe Ahnung, daß etwas passieren würde. Mir schien, das Flugzeug ging tiefer.

Sollte der Pilot etwa gar mitten in der Wüste notlandend müssen?

Das mühte verhängnisvoll werden. Immer wieder lauschte ich auf das Brummen des Motors; er schien in Ordnung zu sein, aber wahrscheinlich waren es meine Nerven nicht mehr. Sicher hatte ich mich getäuscht, denn der Motor furrte gleich wie früher.

Ich trank aus meiner Limonadenflasche, schaute dann nach unten — plötzlich waren wir der Erde ganz nahe — es ging immer tiefer — überall sah ich Sand — der Sturm drückte die Maschine fast auf die Erde — etwa zehn Meter waren wir noch über dem Boden — jetzt sanken wir noch tiefer — nun lagen wir auf der Erde — die Maschine rollte noch einige Meter dahin — und plötzlich stand sie still. Der Pilot hatte den Motor zum Stehen gebracht, und dann sprang er aus der Maschine.

Was sollte ich nun anfangen? In meinem Versteck bleiben oder heraustricken? Mit diesen Gedanken beschäftigte ich mich einige Sekunden. Ich entschied mich für das Letztere und kroch aus meinem Versteck. Ganz erschöpft erschien ich auf dem Begleiterflügel. Der Pilot stand vor der Maschine. Er erschrak, als er mich erblickte. Ich begrüßte ihn französisch und bat ihn um Entschuldigung. Der Mann sprang auf mich zu, als wollte er mich anpöbeln, aber im letzten Moment begann er sich eines Besseren und schimpfte unheimlich. Ich ließ ihn zunächst ausstoben, aber dann bat ich ihn, lieber an unsere Rettung zu denken. Vielleicht bestand doch noch die Möglichkeit, daß wir aufsteigen konnten, denn ich war mir darüber klar, daß wir rettungslos verloren waren, wenn wir nicht mehr in die Luft kamen.

Zunächst zogen wir unsere Röcke aus und verdeckten damit den Motor, damit kein Sand eindringen konnte. Was sollten wir jetzt machen? Weit und breit war kein Strauch, kein Haus, kein Mensch und — kein Wasser zu sehen. Hunderte von Kilometer dehnte sich die unendliche Wüste aus.

Pilot André war ein guter Kerl; er sah auch schließlich ein, daß hier Streit und Zank auch nicht helfen konnte. Wir verstanden uns bald ganz gut und tauschten Meinungen aus. Nun sagte er mir, daß es ihm unmöglich war, die Maschine hochzuhalten, er mußte notlanden und sei sich klar, daß eine Wüstennotlandung hier ein Verhängnis bedeute. Er sei jedoch sehr froh, daß das Flugzeug bei der Landung wenigstens keinen Schaden erlitten habe.

André ging auf einen nahen Sandbühl, um zu sehen, ob das Gelände für einen Start geeignet sei. Ich sah, wie der brausende Sturm den Piloten nicht vorwärts lassen wollte, wie er gegen ihn ankämpfen mußte.

Eine Stunde lang sah ich unterm Flügel, bis André wieder erschien. Er berichtete ganz traurig, daß kein Strauch und Wasser zu finden sei. Auch keine Spur einer Karawanenstraße hatte er entdeckt. Er holte seinen Mundvorrat hervor, um zu sehen, wie lange wir hier nötigenfalls ausreichen könnten. Wir saßen unter einem Flügel der Maschine und zählten: zwei Stullen Brot, eine Büchse Sardinen, eine Flasche Wasser und eine Flasche Limonade. Ich selbst hatte noch zwei Tafeln Schokolade bei mir. Das war verdammt wenig.

Solange der Sturm nicht aufhörte oder wenigstens nachließ, war an einen Weiterflug gar nicht zu denken.

An Brennstoff fehlte es nicht, aber der Pilot hatte nur die eine Angst, daß er bei diesem Gelände und dem tiefen Sand nicht aufsteigen konnte. Auch mußten wir damit rechnen, daß unsere Maschine vom Wüstenwind eingegraben wurde.

Als wir herabschlagen und uns dabei der Dürst und der Hunger unheimlich plagten, aßen und tranken wir von dem wenigsten. Allmählich brach die Nacht herein.

André setzte sich in den Führerflügel, während ich im Rückflügel Platz nahm. An Schlaf war natürlich gar nicht zu denken. Träge vergingen Stunde um Stunde. Ich hoffte immer noch auf Rettung und überlegte, ob es denn nicht besser wäre, morgen zu Fuß weiter zu marschieren; aber ringsum war ja nur die tödende Sandwüste, in der wir dem Verschmachtens ausgesetzt waren. Der Sturm wurde zum Orkan, der an dem Flugzeug rüttelte, als wollte er es mit sich fortreißen.

Der Schweiß lief mir über die Stirne, und der

BLICK IN DIE WELT

Falscher Journalistenehrgeiz.

Nach der Löschung eines Dachstuhlbrandes in Madrid stellte sich heraus, daß es sich bei diesem Vorfall um Brandstiftung handelte. Und zwar hatte ein übergeiziger junger Zeitungsreporter den Brand angelegt, um als erster darüber seiner Zeitung berichten zu können. Die Polizei verhaftete den jungen Mann sofort, der nach einigem Zögern seine Tat eingestand.

Vulkan in Südrussland entdeckt.

Nicht weit von Vatu in Südrussland entdeckten Forscher einen Schlammvulkan, dessen Tätigkeit vor nicht allzu langer Zeit begonnen haben kann. Der mächtig hohe Berg endet in seinem Auswurfsteil mit einem Krater von etwa 100 Meter Durchmesser und wirft einen sehr heißen Schlamm aus, wobei auch beträchtliche Gas-mengen frei werden. Da die Gegend an sich sehr petroleumreich ist, vermutet man auch hier große Vorkommen an Öl und beginnt in den nächsten Wochen mit planmäßigen Bohrungen.

Smiths gründen einen Klub.

„Der Klub der Smiths“, ist jetzt in Edinburgh gegründet worden. Er hat alle Aussicht, der größte Klub der Welt zu werden, da Smith der verbreitetste englische Familienname ist. Man hat ausgerechnet, daß in England und seinen Dominions jeder 37. Mensch als Smith zur Welt kommt.

Dringende Bitte an Erfinder.

Eine große Washingtoner Tageszeitung hatte in Verbindung mit dem dortigen Patentamt eine Umfrage unter ihren Lesern veranstaltet, welches nach der Meinung des Publikums derjenige Gegenstand sei, der am ehesten erfunden werden müsse, da er am dringendsten fehle. Die meisten der Antworten waren unsinnig und machten einen Luf aus der sehr ernst gemeinten Umfrage. Zahlreiche Erfinder aber nannten einen gemeinsamen Gegenstand als das dringendste, was uns fehlt: die Erfindung eines biegsamen, durchsichtigen und unzerbrechlichen Glases.

Wie schnell laufen Gerüchte?

Um festzustellen, wie schnell Gerüchte laufen, ließ der Londoner Großgrundbesitzer Sir Alfred Hambro durch einen Vertrauensmann in einer Gesellschaft die Nachricht verbreiten, daß er vor dem Ruin stehe. Am gleichen Tage rief Hambro nach Edinburgh zu seinem Bankett, wurde dort mit eifrigem Willen empfangen und erhielt endlich durch den Gastgeber, daß die Anwesenheit eines ruinierten Mannes nicht erwünscht sei. Hambro hatte große Mühe, das von ihm selbst erfundene Gerücht zu widerlegen.

Autofarm und Eierlegen.

Der Autofarm scheint die Vegetation der Hühner erheblich anzuregen, wie der dänische wissenschaftliche Landwirt Olsen festgestellt hat. Olsen besitzt zwei Versuchsgärten, von denen einer an einer vielbefahrenen Autostraße, das andere an einsamer Stelle liegt. Auf beide Gärten ließ er Hühner gleicher Rasse bringen, die in gleicher Art behandelt und gefüttert werden, und es stellte sich heraus, daß die Hühner an der Autostraße erheblich mehr Eier legten, als die abgekehrten Hühner in der Einsamkeit.

Wüstenland klebte an ihm. Dieser Zustand wurde bald unausstehlich, ich hatte unheimlichen Durst. Bei André war das gleiche der Fall, und nun entschlossen wir uns, den Rest unseres Vorrates an Flüssigkeit zu trinken. Jeder machte einen festen Schluck, oh, wie gut war das, wie erfrischend wirkte es. Auch an den Speisvorrat machten wir uns heran.

Der Durst stellte sich bald von neuem ein, und zwar noch stärker. Meine Lippen sprangen auf, die Zunge war ganz trocken und klebte am Gaumen. Eine starke Müdigkeit packte mich, und nur mit Mühe konnte ich noch aufrecht sitzen. André war ebenfalls ganz niedergeschlagen. Dieser dreißigjährige Offizier, von schlankem, kräftigem Körperbau, gab nun die Hoffnung auf Rettung auf; er meinte, daß wir wahrscheinlich verloren seien.

Wäre das Ziel nicht so weit entfernt gewesen, so hätten wir die Hoffnung gehabt, bei Überfälligkeit von einer Fliegerkassette gesucht zu werden, aber unsere Mundvorräte hätten auf keinen Fall bis dahin gereicht. Auch war unsere Maschine mit keiner Funkenanlage ausgerüstet, so daß wir auch nicht drahtlos um Hilfe rufen konnten.

Unser Wunsch war Wasser — Wasser. Immer mehr Sand flaute sich um die Maschine, die Räder waren schon ganz verdeckt.

Endlich brach der Tag an. Der Pilot flog aus der Maschine, machte einen Rundgang um dieselbe, suchte mit den Achseln und meinte dann:

„Wenn der Sturm nachläßt, werden wir es versuchen und aufsteigen.“

Wir räumten dann den Sand von den Rädern, drehten die Maschine im Halbkreis herum. Der Wind ließ merklich nach.

Immer wieder flog in uns die Angst auf, es könnte Sand in den Motor eingeblungen sein. Die Reifen waren noch in Ordnung. Damit mußten wir freilich rechnen, daß, je länger wir hier sitzen mußten, desto mehr Brennstoff verdunstete.

Gegen 9.30 Uhr waren die gelben Wolken verschwunden, und der Sturm hatte nachgelassen. Ich wollte weg aus diesem Wüstengefängnis, und als André zu mir sagte: „Wir wagen es, wir wollen aufsteigen und unser Glück versuchen“, war ich ganz glücklich, weil er sich dazu entschloß.

Die Zwillingsschule.

Die Erforschung der Zwillingsschule wird jetzt auf alle mögliche Weise durchgeführt. In Rom kam man auf den Gedanken, eine Schule für Zwillinge einzurichten, um beim Unterrichts die verschiedenen Einwirkung der einzelnen Stunden und des Schulumaterials auf die einzelnen Partner zu beobachten. Man will dann aus diesen Beobachtungen Gesetze für die Gleichheit und Ungleichheit der Erbanlagen aufstellen.

Mit 25 Verwandten auf die Ferienreise.

Die amerikanischen Blätter melden, gibt es in Kansas City einen Doktor Thomas Richmond, der nicht nur seine Frau, sondern auch ihre Verwandten so liebt, daß er nicht ohne sie sein kann. Als er seine Ferienreise antrat, mußten ihn fünfundsiebenzig seiner Schwäger, Schwägerinnen, Nichten und Nichten begleiten, so daß die staatliche Gesellschaft sich mit drei Autos und fünf Motorrädern auf die Reise machte.

Brünett wird Trumpf...

Bei der Wahl der neuen Schönheitskönigin in Atlantic City (N.J.) fiel allgemein auf, daß die drei zur letzten Wahl übriggebliebenen Mädchen Brünett waren. Davon hatte eine ursprünglich blonde Haare, die aber blau-schwarz gefärbt waren. Die Aufregung unter der amerikanischen Frauenwelt um ihr kostbares Platinschloß ist groß.

Regen als Schatzgräber.

In der Umgebung von Basingstoke in Südbengland ging ein schwerer Wolkenschauer nieder, der eine ganz eigenartige Folgererscheinung hatte. Durch das Wasser wurde nämlich an verschiedenen Stellen das Erdreich tief ausgewaschen, und in einer dieser freigelegten Höhlungen entdeckte man eine verrostete Truhe, in der sich Münzen und Wertgegenstände aus dem 14. Jahrhundert fanden. Offenbar ist die Truhe in den Kriegswirren der damaligen Zeit von jemandem vergraben worden, der mit seinem Geheimnis starb, ohne es jemandem mitteilen zu können.

Zuviel Tempo.

Noch nicht 24 Stunden hatten die Arbeiter der amerikanischen Abbruchgesellschaft an dem kleinen Backsteinhaus gearbeitet, und schon war kein Stein mehr davon zu sehen, und das Grundstück war sogar schon gepflügt worden. Kann man nicht stolz auf solch Tempo sein? Ja, wenn nur nicht am anderen Tage eine Rechnung von 12 000 Mark gekommen wäre, weil man sich in der Eile versehen und das falsche Haus abgerissen hatte.

Der Kahlkopf mit Brosche.

Auf dem Wochenmarkt in Offenbach wurde eine Sage zum Erlebnis: Polstrates fand seinen ins Meer geworfenen Ring im Fisch wieder, das Fräulein Kuntzmann, das seinen Ring in die Luft geworfen hatte, zog ihn einige Monate später aus einem Apfel, und der Mann, der in Offenbach einen Kahlkopf kaufte, fand darin eine goldene Brosche, die die Gärtnerin im Frühjahr beim Graben verloren hatte.

Wien im neuen Grunert

Streiffahrten durch Vergangenheit und Gegenwart

III.

Wir nehmen heute unsere Streiffahrten durch Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat wieder auf. Auf unseren ersten Fahrten waren wir den Spuren nachgegangen, die die Natur ins Antlitz unserer Landschaft eingezeichnet hat, woraus wir heute noch das große Werden im Laufe vieler Jahrtausende genau zu erkennen vermögen. Erdbebewegungen, Wasser (hier vor allen Dingen der Rhein mit seinen vielen Armen) sowie Steppentürme und Windverwehungen bildeten die Erdoberfläche so, wie sie die ersten Ansiedler vorfanden und wie sie bestimmend wurde für die Art ihrer Siedlung, für ihren Ackerbau und ihre Viehzucht. Wir haben die Terrassenanteile verfolgt, zuletzt über Gohr und Gohlten und kommen heute zu ihrer Fortsetzung über Kaarst—Vroicherseite—Krefeld.

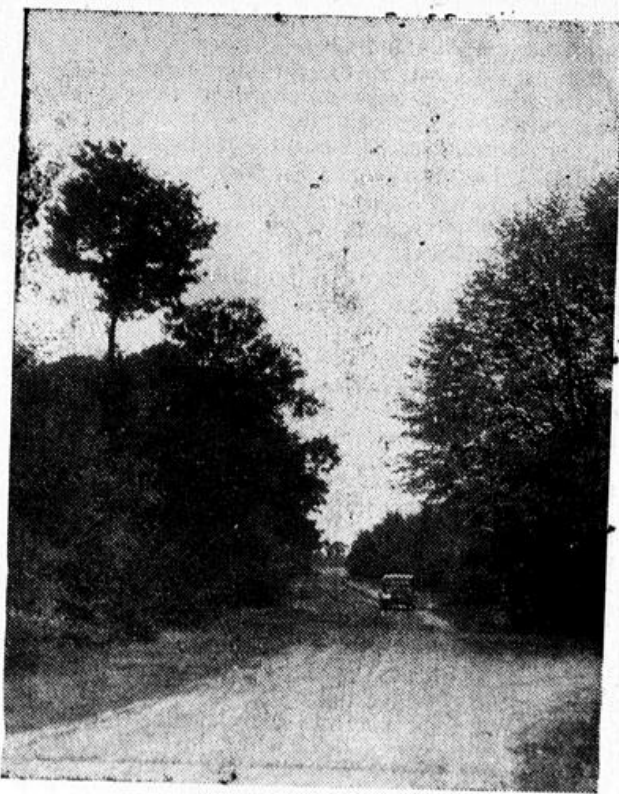
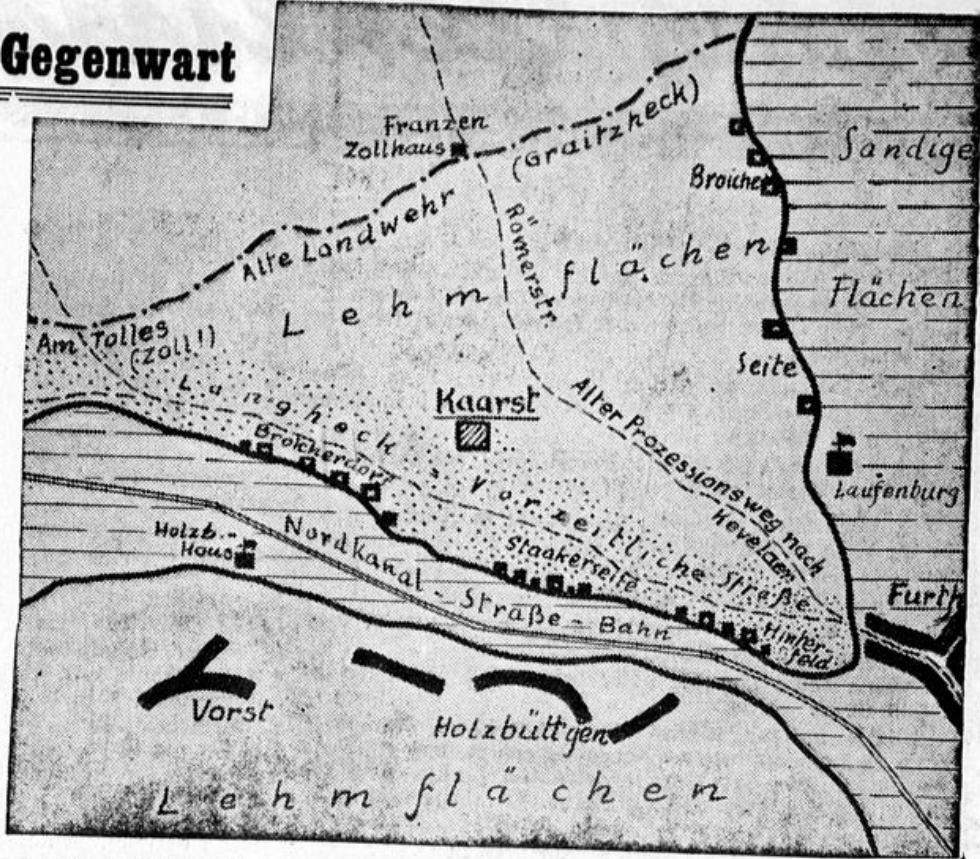
Die Landschaft von Kaarst

Diese Terrassenanteile, die ein altes Rheinufer darstellten, finden wir nach einer Unterbrechung durch das „Castell No. 1“ wieder, zwar nicht so ausgeprägt wie im südlichen Teil des Kreises, da sich ja die Landschaft am Rhein, je mehr

Es lag natürlich im Sinne der römischen Besatzung, auch zwischen Land zu erschließen. Ganz unabhängig von den durch die Natur vorgeschriebenen Wegen legten sie neue Straßen an. Eine solche Straße führt von der Furt aus direkt auf das Dorf Kaarst zu (Straßenbahn) und findet ihre Fortsetzung über Franzens Zollhaus auf Krefeld zu. Hier am alten Zollhaus ist diese Römerstraße lediglich noch ein Feldweg geblieben, von einer Grasnarbe bedeckt. Bekannt ist diese Straße allgemein noch als alter Prozessionsweg nach Krefeld. Diese alten Römerstraßen wurden weiter benutzt, bis der Ausbau des Landstraßennetzes nach anderen Gesichtspunkten erfolgte.

Nach diesem kurzen Abstecher über die Kartenstizze verfolgen wir unseren Weg weiter an der Vroicherseite entlang. Wir haben den letzten der Kaarster Höfe hinter uns und haben nun die Ebene mit dem Blick auf Oerath vor uns liegen. Mitten in der Landschaft, von der Straße ausgehend, erstreckt sich ein ländlicher Busch. Wenn näheren Zusehen erkennen wir in dem dichten Gehölz zwei Wälle und drei Gräben. Es ist ein Rest der alten Landwehr, eine Erinnerung an mittelalterliche Kämpfe die das gesamte Gebiet des Amtes Lieberg, wozu bekanntlich auch Kaarst gehörte, abgrenzt. Besonders die Däger liebten es, wenn solche Reste der alten Verteidigungsstellung erhalten blieben, da sie als Wildgehege sehr von Wert waren. Biersch weiß man heute gar nicht mehr, was diese Gehölze eigentlich bedeuteten, wie bei diesem Busch hier, „Graihed“ oder „Am Graih“

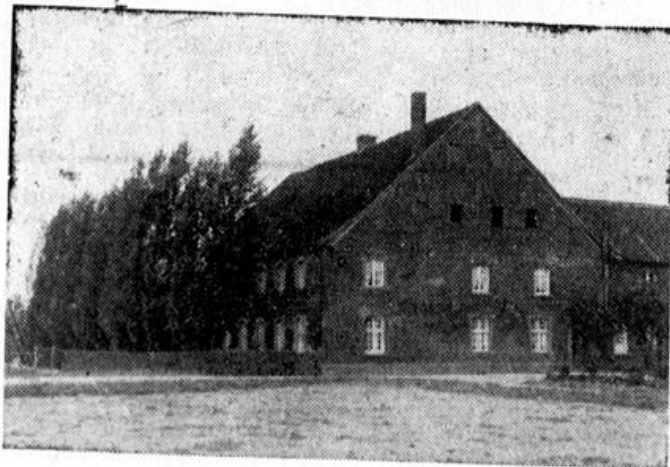
Wir fahren zurück, biegen am Eventhof auf Kaarst zu ein, fahren an der Windmühle vorbei Richtung Oerath und treffen hier eine Gruppe von Höfen. Links ein altes großes Haus mit



An der „Lang Hed“

man zum eigentlichen Niederreith kommt, abflacht. Wir biegen von der Kaarster Straße rechts an Kaarsterbrücke ein, fahren an der Laufenburg vorbei und kommen dann zur Vroicherseite. Eine weit über das Dorf Kaarst hinaus sich dehnende Ebene findet hier an einer Böschung ihren Abschluß, und diese Böschung ist nichts anderes als die erwähnte Terrassenanteile. Als unsere Vorfahren hierher kamen, erkannten sie gleich die günstige Siedlungsmöglichkeit: dort lehmiger Ackerboden, hier das tiefer gelegene wasserreiche Weideland. Und so finden wir denn in dieser Straße eine ganze Anzahl von Höfen an den gleichen Stellen, an denen sich die allerersten Siedler niederließen.

Die Lehmfläche entstand durch Verwehungen durch frühere gewaltige Steppentürme. Sie bildet eine Schicht von etwa 1,50 Meter, während der Lössboden an der Giltbach eine Tiefe von 20 bis 30 Metern hat. Diese westliche Lehmplatte wird, wie auf unserer Skizze zu erkennen ist, durch den sogenannten Rheinarm durchnitten. Dieser Raum wurde unter Napoleon zum Bau des Nordkanals benutzt. Flugandaufhebungen aus dieser Zeit des Rheinarm bilden den für den Ackerbau ungeeigneten Flähe, die die „Lang Hed“ durchzieht. Man betrachtete solch alte Basserteile in ältesten Zeiten schon gerne als Siedlungsort für eine Straße, und so hat man auch in der „Lang Hed“, die als Nordstraße bekannt ist, eine solche vorzeitliche Straße erblickt.

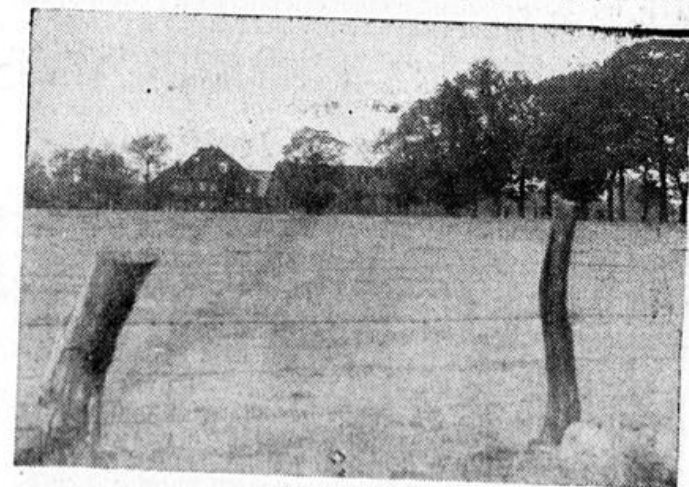


Franzens Zollhaus

hohem Fachwerkgebäude: Franzens Zollhaus. Die mittelalterlichen Handelsstraßen führten durch die verschiedenen Hoheitsgebiete, und wie an allen Grenzen, so wurde auch hier beim Leberh weiden der Lieberger Land sehr Zoll erhoben. Diese Zollhäuser waren während der Reichsmittelbarkeit von größter Bedeutung, die letzten wurden erst 1832 durch den preussischen Zollverein mit den Zollgrenzen innerhalb Preußens aufgehoben. Ein weiteres Zollhaus, das allerdings ganz verschwunden ist, stand in der Nähe des Loosenhofes (Nöses), wo es heute noch „Am Tolle“, (Zollhaus) heißt. Träger von Familiennamen wie Toller und Toll sind Nachkommen von Zollnehmern.



Die Terrassenanteile an der Vroicherseite



Grundstücke von Resten römischer Villen am Loosenhof

schon feststellen konnten: alle Siedlungen, soweit es sich um alte Hofbesiedlungen handelt, sind angelegt an Mulden, Rinnen und Terrassenanteilen, überall sind die Bedingungen erfüllt, daß Ackerland und wasserreiches Weideland vorhanden sind, woraus vor allen Dingen zu erkennen ist, welchen Wert unsere Vorfahren schon auf die Viehzucht legten. Heute hat man durch



Am Nordkanal, Eisen-, Wasser- und Landweg

die Wissenschaft Mittel in die Hand bekommen, ist neuen Ackerboden dort zu erlärnen, wo man früher nicht daran dachte, auch nur ein Samenfeld zu opfern. Staud für Staud vom Lebdand wird zum Acker, und so geht, wobei auch die Industrialisierung vielfach ausschlaggebend ist, heute die Besiedlung nach ganz anderen Gesetzen vor sich als in früheren Zeiten. Aber die Terrassenanteile der Landschaft weist deutlich und untrüglich jene Stellen, wo man die Spuren der ersten Siedler zu suchen hat, und immer wieder be weisen vorzeitliche Funde, daß diese Spuren den richtigen Weg weisen.

Text und Fotos W. Pfeifer.



Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

20. Fortsetzung.

Vielleicht eine Stunde mochte vergangen sein, als Fernanda plötzlich ein Geräusch vernahm. Schritte nahen vorsichtig, dann leuchtete der Schein einer elektrischen Taschenlampe auf.

Sie sah nur undeutlich ihren Retter, denn seine Lampe blendete sie. Jetzt griff er Fernanda beim Arm und zog sie mit sich.

Sie befanden sich schon auf der Straße, als der Mann zum ersten Male das Wort an sie richtete:

„Geben Sie nur immer geradeaus; in einer Viertelstunde befinden Sie sich in der Stadt!“ Er wies mit dem Arm die Richtung, die sie einzuschlagen hatte. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Doch da hatte Fernanda ihn schon erkannt: er war der Mann mit der Brille!

Eine halbe Stunde später befand sich Fernanda in ihrem Hotel.

„Sie wurden bereits zweimal gesucht, Madam!“ empfing sie der Portier. Fernanda erfuhr, daß ein Herr Avrimides, den der Portier persönlich kannte, nach ihr gefragt hatte. Er hinterließ, Fernanda möchte nach ihrer Rückkehr ihn anrufen.

Sie ließ sofort die Verbindung herstellen. Das Gespräch war nur kurz. Dann wandte sich Fernanda erregt an den Portier:

„Sie kennen Herrn Avrimides persönlich?“

„Seit Jahren, Madam! Er ist Tabakhändler. Eine bekannte, solide Firma.“

„Danke. Bitte, besorgen Sie mir ein Auto mit einem verlässlichen Führer!“

Der Portier verneigte sich.

Der Tabakhändler Avrimides wohnte in der Thespiestraße, einer Nebenstraße der Hadrianstraße. Als Fernanda in sein Kontor geführt wurde, stand Herr Avrimides hinter seinem Schreibtisch. Vor ihm lag eine Geige. Fernanda sah sofort, die Personalbeschreibung, die ihr Holmes-Smigula vom Käufer der Geige gab, paßte auf den Tabakhändler vollkommen.

Im nächsten Augenblick befand sich die Geige in Fernandas Händen. Krampfhaft umklammerte sie das auffallend dunkelgefärbte Instrument.

„Herr Avrimides!“ rief sie, „ich möchte die Geige unbedingt erwerben! Sie ist eine... Familienreliquie.“

„Bitte, Sie können sie haben“, antwortete in gekünsteltem Deutsch der Tabakhändler.

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen. Fernanda wendete sich überrascht um. Auf der Schwelle stand der Mann mit der Brille. Er hielt in der Hand einen Revolver. Zum erstenmal sah Fernanda deutlich sein Gesicht. Ein entschlossenes, aber gar nicht unsympathisches Gesicht.

„Nehmen Sie sich nicht!“ befahl der Mann mit der Brille. Er kam schnell auf Fernanda zu und entriß ihr die Geige. Nach rückwärts schreitend, verließ er, in der einen Hand den erhobenen Revolver, in der anderen die Geige, das Zimmer. Er schlug die Tür zu und drehte den Schlüssel, der von außen im Schloß steckte, herum.

Als die auf das Poltern der Eingeschlossenen herbeigeeilte Dienstmagd die beiden befreite, war vom Manne mit der Brille keine Spur mehr zu entdecken.

Fernanda und Herr Avrimides kehrten in das Kontor zurück. Fernanda sank auf einen Stuhl und sprach kein Wort; sie war vom Mißgeschick, das sie bei der Jagd nach der Geige verfolgte, vollkommen erdrückt.

„Sie kennen den Mann?“ fragte endlich der Tabakhändler.

„Ja und nein“, antwortete mühsam Fernanda und kämpfte tapfer gegen das auskommende Weinen.

„Wo finden wir ihn, Madame?“

Für die Antwort auf ihre Frage würde ich so manches geben, Herr Avrimides...

„Ich werde die Polizei benachrichtigen!“ erklärte resolut der Grieche.

„Zun Sie es. Ich zweifle allerdings, daß es zu dem gewünschten Erfolg führt.“

Herr Avrimides sah Fernanda überrascht an, dann sagte er:

„Ich habe mit dieser Geige wenig Glück gehabt; schon als ich im Innern diesen komischen Zettel fand...“

Mit einem Sprung war Fernanda neben ihm.

„Einen Zettel, sagten Sie?“ Sie hatte seinen Arm erfaßt und preßte ihn derartig, daß Avrimides ein Schmerzenslaut entfuhr.

Noch ehe er zu Worte kam, rief Fernanda mit heiserer Stimme: „Wo ist das Papier?“

Herr Avrimides schritt auf seinen Schreibtisch zu.

„Ich wollte den Zettel schon fortwerfen, aber ich habe ihn schließlich doch aufbewahrt. Nach den Zahlen und Zeichen zu urteilen, scheint es irgendeine mathematische oder physikalische Aufgabe zu sein... Hier ist er übrigens!“

Er reichte das Papier Fernanda. Sie warf nur einen Blick auf das dünne, mit Zahlen und Buchstaben eng beschriebene Blatt, das kaum größer war als ihre Handfläche. Schnell und mit einer vollkommen fremden Stimme fragte sie:

„Herr Avrimides, wieviel bezahlten Sie für die Geige?“

Herr Avrimides, Kaufmann und Grieche, witterte ein Geschäft. Er rechnete den Kaufpreis schnell in Drachmen um, überlegte den Bruchteil der Sekunde, ob er den erhaltenen Betrag mit zwei oder drei multiplizieren sollte, entschied sich rasch für vier und nannte die Summe. Für die bescheidene Geige war es ein unverkämter Preis. Er hätte jedoch das Zwanzigfache zu verlangen und auch zu erhalten vermocht. Zum Glück erfuhr dies Herr Avrimides niemals; sonst hätte ihn bestimmt der Schlag gerührt.

Fernanda öffnete ihre Handtasche und zählte auf den Schreibtisch eine Anzahl Banknoten.

„Ich erwerbe die Geige von Ihnen, Herr Avrimides. Hier der Kaufpreis.“

Der Tabakhändler war von dem Geschäft entzückt. Er erwähnte mit keinem Wort das kleine Papier, das Fernanda fest in der Hand hielt. Es gehörte schließlich zur Geige. Herr Avrimides sah jetzt überrascht, wie Fernanda ihrer Handtasche einen kleinen Lederbeutel mit einer langen und selten Schnur entnahm. Im nächsten Augenblick befand sich das Papier im Beutel, den Fernanda um den Hals hängte und dann unter ihrem Kleid verschwinden ließ.

Fernanda nahm von dem Tabakhändler Abschied. Er fiel recht herzlich aus, denn sowohl Käufer wie Verkäufer waren überzeugt, das bessere Geschäft gemacht zu haben. Fernanda fuhr in das Hotel und schloß sich in ihrem Zimmer ein. Bevor sie zur Ruhe ging, prüfte sie Türschloß und Fenster sorgfältig und legte den entscherten Browning auf den Nachtschisch.

Sie hatte noch keine zwei Stunden geschlafen, als ein verdächtiges Geräusch sie plötzlich erwecken ließ. Sie sprang aus dem Bett, und die Waffe in der Hand, näherte sie sich der Tür. Sie vernahm sich rasch entfernende Schritte. Fernanda schloß in dieser Nacht kein Auge mehr.

Der Orientexpress rasste bereits über die serbische Ebene. Fernanda kämpfte tapfer gegen den auskommenden Schlaf. Doch schließlich überwältigte sie die Müdigkeit.

Vorsichtig lugte jetzt ein Mann in das Abteil, in dem sich außer Fernanda kein weiterer Reisender befand. Die Abteiltür war verschlossen, doch das bereitete Fernanda keine allzu großen Schwierigkeiten. Er griff in die Tasche, holte ein kleines Werkzeug hervor; im nächsten Augenblick schnappte der Nagel zurück. Hunzul huschte in das Abteil.

Er hatte, als er tags vorher in den Straßen von Athen Fernandas Spur verlor, sich sofort zu ihrem Hotel begeben. Als dann Fernanda nach ihrem erneuten Auftauchen zu Herrn Avrimides fuhr, war er hinter ihr. Kaum hatte Fernanda den Tabakhändler verlassen, suchte Hunzul Herrn Avrimides auf. Es gelang ihm, von dem geschäftstüchtigen Griechen alles zu erfahren. Nach in der Nacht versuchte Hunzul, sich des Papiers zu bemächtigen. An Fernandas Wachsamkeit scheiterte sein Vorhaben.

Mit unendlicher Vorsicht schlich er jetzt an die Schlafende heran. Fernanda schredte auf. Doch ehe sie noch eine Bewegung machen oder einen Schrei ausstoßen konnte, wurde ihr ein Tuch auf das Gesicht gedrückt. In der nächsten Sekunde schwebten ihre Sinne. Hunzuls Finger nestelten ungeschickt an ihrem Hals, bis er die Schnur fand.

Man entdeckte die noch immer bewußtlose Fernanda erst, als der Zug in Belgrad einlief. Man schaffte die Reisende ins Krankenhaus.

Fernanda erhobte sich nur langsam. Hunzul hatte in seiner Besorgnis, der Raub könne mißlingen, eine viel zu große Dosis Chloroform benutzt. Am dritten Tage erschien im Krankenhaus ein Herr, der ein leidliches Gesicht sprach und sich als Polizeikommissar auswies. Die Vernehmung der Kranken verlief resultatlos.

„Was befand sich in dem Lederbeutel, den man Ihnen raubte?“ fragte freundlich der Kommissar.

Fernanda blinnte ihn betroffen an.

„Wir fanden nämlich um Ihren Hals eine durchschnittenen Schnur“, erklärte der Besucher. Als er hörte, daß der Beutel nur ein Papier enthielt, war er sichtlich enttäuscht. Er verabschiedete sich mit dem Versprechen, den Mann bald dingfest zu machen, falls sich dieser noch auf jugoslavischem Gebiet befand. Daß dies wenig wahrscheinlich war, verschwieg er.

Zwei Tage nach diesem Besuch verließ Fernanda das Krankenhaus. Sie war zwar nicht vollkommen hergestellt, bestand jedoch auf der Heimfahrt.

Direktor Holmes-Smigula blinnte misseidig auf Fernanda. Sie sah blaß und mitgenommen aus. Noch ehe sie ein Wort zu sprechen vermochte, drückte er sie zärtlich in einen tiefen Ledersessel.

„Arme Freundin, Sie können nichts dafür! Ich habe alles aus den Zeitungen erfahren. Wir werden den Kerl suchen. Nein, nein, nicht Sie! Sie müssen sich etwas ausruhen. Ich gebe Ihnen vorläufig vier Wochen Urlaub. Und wenn es nicht genügt, dann...“

„Einen Augenblick, Herr Direktor“, unterbrach ihn mit schwacher Stimme Fernanda.

„Sie brauchen sich mit keinem Wort zu entschuldigen, Fernanda!“

„Das will ich gar nicht, Direktor.“ Fernanda griff in ihre Haare. Im nächsten Augenblick kam eine kleine, schmale Kapsel zum Vorschein. Sie hatte die Farbe von Fernandas Haar, an das sie festgeknüpft war. Fernanda schraubte den Deckel der Kapsel ab und zog ein sorgfältig zusammengekrüppeltes dünnes Papier hervor. Sie legte es vor den Direktor.

„Hier ist es“, sagte sie.

Holmes-Smigula war längst aufgesprungen. Er griff nach dem kaum handgroßen, mit Zahlen und Buchstaben eng beschriebenen dünnen Zettel und brüllte:

„Menschenkind, Fernanda! Sie haben das Papier!“

Falls die letzten Worte des Direktors eine Frage waren, so waren sie ziemlich überflüssig. Denn die Beschreibung der Erfindung des Dr. Abelhausen befand sich ja in seinen Händen.

„Und das Papier in dem geraubten Beutel?“ konnte Holmes-Smigula endlich fragen.

„War ein Rezept zur Herstellung von — kohlensaurem Natron. Ich habe es abgeschrieben aus einem Pharmazeutischen Leitfaden für Hausgebrauch“, antwortete mit einem matten Lächeln Fernanda.

Holmes-Smigula wieherte vergnügt.

„Jetzt sagen Sie mir schnell noch eins, Fernanda. Wie kamen Sie auf die Idee, die Geige müsse sich in Griechenland befinden?“

„Ich sagte mir, wenn der Käufer der Geige in Ungarn gewesen wäre, hätte er sich auf die Inzerate längst gemeldet.“

„Ja, aber wie kamen Sie gerade auf Griechenland?“

„Ich habe den alten Geigenbauer, als ich für wenige Stunden nach Berlin zurückkehrte, in ein Tanzcafé geladen!“

Holmes-Smigula blinnte bestürzt auf seine Mitarbeiterin.

Und in diesem Tanzcafé gibt es einen Sprachzirkel, der von Ausländern besucht wird. Nachdem ich einen Ungarn, einen Bulgaren, einen Serben, einen Rumänen und schließlich einen Griechen dem Geigenbauer vorgestellt hatte, kam der alte Herr, der ein feines Gesicht besaß, zur Überzeugung, daß der Käufer der Geige kein Ungar, sondern ein Grieche gewesen sein muß.“

„Bravo, Madam!“ rief der Direktor enthusiastisch.

Aber was fehlt Ihnen...?!

Fernandas Kopf war auf die Stuhllehne gesunken. „Ich fühle mich nicht ganz wohl...“, sprach sie mühsam.

„Sofort nach Hause und ins Bett!“ rief besorgt der Direktor, und er drückte auf die Klingel.

Nach sechs Tagen war Fernanda vollkommen hergestellt. Der Direktor ließ ihr während dieser Zeit absichtlich keine Nachricht zukommen. Dann bat er sie nach seinem Büro. „Ich habe eine große Überraschung für Sie“, sagte er bloß.

Als Fernanda das Zimmer von Holmes-Smigula betrat, waren außer dem Direktor noch zwei Personen anwesend. Frau Dr. Abelhausen und — der Mann mit der Brille! Entgeistert starrte ihn Fernanda an.

„Fernanda, darf ich Ihnen diesen Herrn vorstellen? Er ist der Kunstmaler Dietrich Elmers! — Meine Mitarbeiterin, Fräulein Fernanda Müller!“

Eine Viertelstunde später mußte Fernanda alles. Dietrich Elmers hatte Clarissa Abelhausen nach dem Besuch am Tage der Beerdigung des Elmers in größter Erregung verlassen. Sie hatten das Papier in dem Wandtresor, wo es sich nach den Angaben des Verstorbenen befinden mußte, vergeblich gesucht. Elmers fühlte deutlich, daß Clarissa gegen ihn ein gewisses Mißtrauen empfand. Sie hatte ihn in der leeren Wohnung vor dem Geheimtresor angetroffen, und das Papier war verschwunden. Elmers verließ das Haus. Gegen elf Uhr abends geriet er in der Innenstadt in eine Bar. Plötzlich borchte er auf; am Nebentisch wurde der Name von Dr. Abelhausen genannt. Er sah den beschwippenen Briener mit der Barmaid Grita, denn er befand sich durch einen merkwürdigen Zufall in der Westminster Bar. Es fiel ihm nicht schwer, zu erraten, daß der Mann neben ihm der verschwundene Diener war. Er borchte angespannt, und es gelang ihm, Brieners Worte von dem Versteck des Papiers aufzufangen. Am nächsten Morgen ging Elmers sofort auf die Suche nach dem Musikinstrumentenladen. Er fand ihn und erhielt von dem Geigenbauer die Adresse des Kapellmeisters Hart. Doch ehe er noch diesen auffuchen konnte, fiel ihm ein Unglück zu. Er wurde von einem Auto überfahren und mußte vier Wochen im Krankenhaus verbringen. Erst nach seiner Genesung konnte er die Jagd nach der Geige aufnehmen. Denn er war entschlossen, erst mit dem wiedergefundenen Papier vor Clarissa zu treten. Durch einen glücklichen Zufall gelang es ihm, den Aufenthalt des Kapellmeisters zu erfahren. Er reiste sofort nach Barcelona. Clarissa hatte sich in einem Punkte getäuscht. Elmers lebte in sehr guten Verhältnissen und besaß ein größeres Bankkonto. Bekannt war er also nicht behindert in der Verfolgung der Geige. Er wollte bald, daß außer ihm noch weitere Personen an der Jagd teilnahmen. Elmers hatte keine Ahnung, daß Fernanda im Auftrag von Frau Abelhausen die Geige suchte. Er hielt sie für eine Abenteuerin. Von Natur aus mit einem guten Spürsinn begabt, ging Elmers sehr geschickt ans Werk. In Tripolis hielt er sich nach seiner Ankunft verborgen und gelangte mit Hilfe des gemieteten Motorboots als erster an den Ort des „Don Ubaldo“. Als er die Geige auf dem Segler nicht vorfand, fuhr er am nächsten Tage mit dem Postdampfer nach Siracusa. Hier erwartete ihn bereits einer seiner italienischen Freunde, den er telegraphisch herbeigeholt hatte. Der Freund kam mit seinem Privatflugzeug, mit dem er Elmers in wenigen Stunden nach Tunis beförderte.

(Schluß folgt.)

Unpolitische Chronik

Neu, 27. Oktober 1935

Zwischen Wein und Wein

Nun „braut“ wir schon nahezu acht Tage mit unseren Patenkindern herum und werden doch nicht so recht mit ihnen fertig; es bleibt uns noch allerhand zu tun übrig, bis wir unser Pflichtquantum vermisst haben, und die meisten von den „Hauptarbeitern“ sind schon mächtig müde gesehen. Aber wir müssen ihnen ein kräftiges „Guttag!“ zurufen, damit sie nicht nachlassen in der Pflichterfüllung, bis das große Werk vollendet ist. Einige hatten sich wirklich überanstrengt; das waren die, die unseren Neffen Patenwein aus Bacharach und Glotters auf die uns vom Bier her überlieferte Art vermisst haben; das hat sich dann natürlich gerächt. Man kann Wein nicht wie Bier trinken, und es hat manchem großen Mitarbeiter am großen Werk allerlei Mühe gemacht, bis sie die Spielregeln des Weintrinkens endlich heraus hatten. Mitte der vergangenen Woche ging es dann schon langsam besser, und vor es bis dahin noch nicht konnte, dem war nicht mehr zu helfen; andere wieder, die nun endlich hinter die Technik des Patenweintrinkens gekommen waren, füllten tiefbetäubt fest, daß die Vorbildungen schon den entscheidenden Teil der Kriegsstufe aufgezogen hatten, so daß es zur Hauptübung gar nicht mehr kam. Nach der Weinwoche werden dann auch die Stammtische und Kegelsclubs wieder zum Patenbier zurückkehren, jedoch wird ganz sicher der eine oder andere der Neulinge „in vino“ Geschmack daran gefunden haben, und sie werden sich wahrscheinlich einen ordentlichen Weinfeller anlegen. Man kann ganz gut die Verwirklichung dieses Planes mit einer Flasche Bacharach oder einer Flasche Glotters beginnen. Sicherem Vernehmen nach soll das sogar gar kein schlechter Anfang sein, und man muß klein anfangen, wenn die Sache soll ein joll. Also, warum sollten wir nicht unseren Weinfeller mit 2 Flaschen Patenwein beginnen?

Nach der Weinwoche kommen wir dann sofort wieder in Wochen: in die Woche des deutschen Buches; sie wird bestimmt weniger Aufregungen nach sich ziehen, obwohl sie eigentlich doch einen gleichen Aufwand verdient; noch im Jahre 1931 hat der unpolitische Chronist an dieser Stelle sich als feuriger Gegner des Tages des Buches bekannt, wenn dieser nur so eine Art von hoffärtiger Soiree geistiger Enobs sein sollte, und er hat an der gleichen Stelle gesagt, daß der Tag des Buches, ein „Tag des Rappes“ wäre, wenn an ihm nur schon geredet würde, ohne daß etwas Ernsthaftes dafür getan würde, daß das gute Buch mehr Freunde und weitere Verbreitung fände. Damals war also der unpolitische Chronist offenbar sehr wütend, wenn er gar schrieb, daß meistens bei einem so eng geknüpften „Buchtag“ zuletzt nur 1000 Worte Quatsch und ein Zeitungsartikel herauskämen, da ausgerechnet immer auch noch diejenigen zu lesen und zu schreiben hätten, die vom Buch genug und hinreichend wüßten.

Nun soll es in diesem Jahre anders gemacht werden; man hat eine große Zahl von Seiten gedruckt, die zu einem sehr billigen Preise zu haben sind, und die eigentlich alles enthalten, was man zum Lobe des Buches sagen und auch tun könnte; mit diesem Heft wird man tatsächlich bekümmert für das gute Buch, und es ist zu hoffen, daß die billige Broschüre weite Verbreitung findet. Sie ist übrigens nicht nur wegen ihres ausgezeichneten Inhaltes des Studiums wert, sie ist es auch wegen des Preisausgleiches, das darin zu finden ist, dessen Lösung allerlei Schwierigkeiten verpricht: viele Reisen, nahe und ferne, Bücher usw., und das alles für die Beantwortung zweier ziemlich einfacher Fragen, die eigentlich jeder beantworten kann.

Natürlich findet auch in diesem Jahre wieder eine Saalveranstaltung statt, dieses Mal in der Form einer Morgenfeier im Städtetheater; der 3. November ist dafür ausgemacht worden.

Um ein Gelächre zu erfüllen will der unpolitische Chronist dann auch in diesem Jahre am Vorabend der Buchwoche alle diejenigen, die von ihm Bücher entliehen haben, bitten, sie doch endlich wiederzugeben; im vorigen Jahre habe ich auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege einen ziemlich großen Haufen zurückbekommen, worunter einige Exemplare waren, die gut und gerne mindestens 10 Jahre nicht mehr nach Hause gekommen waren. Und jowas freut einen ja denn auch wieder.

Wollen man sehen, was es in diesem Jahre einbringt, dieses stille Mahnen.

Der frühe Weinmann

Der unpolitische Chronist hat dieser Tage einen schrecklichen Schreden bekommen, als er sah, daß es schon „Weinmannes“ gibt, und wie er dieser Verwirrung dann Ausdruck verlieh, da wurde ihm von einem Fachmann, der ein offenes Auge für derartige Lebensäußerungen seiner Stadt hat, bedeutet, daß es schon seit Wochen die Neuffer Delikatessen gebe, was zwar eigentlich viel zu früh sei, uneigentlich aber eine vollendete Tatsache sei. Na, ich kann mich über frühe oder späte über verfrühte oder verspätete Weinmänner nicht aufregen, zumal die Bäder ja schon ihren Grund haben werden, wenn sie so früh damit an die Luft kommen, und da wir ja alle von unserem Bäder ziemlich abhängig sind, so wollen wir uns keines seiner kostbaren Reine ausziehen, weil die „Weinmannes“ so früh „ausgebrochen“ sind. Unser Neuffer Mundartspezialist Kreimer hat sich allerdings im Martinskomitee schrecklich darüber aufgeregt, daß diese Neuffer Spezialität zur Unzeit und einige Wochen zu früh „am Markt“ sei, aber ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird, einen Feldzug gegen die frühen Weinmänner zu organisieren, selbst dann nicht, wenn er die Heimatfreunde bewaffnen und in den Kampf führen möchte, wozu ihm aber der Generalissimus sicher keine Vollmacht erteilen würde.

Wie persönlich, dem Chronisten Dias, ist es ziemlich gleichgültig, ob die Weinmänner früh oder spät kommen; wenn sie früh gekauft werden, sollen sie früh kommen. Und wäre das nicht der Fall, dann würden unsere lieben Freunde, die Bäder, sie schon nicht baden. Und da man weder die Feuerwehr noch die Polizei, weder die Ratsherren oder sonstwelche Autoritäten veranlassen kann, einen Mann gegen die zu frühen Weinmänner zu schleudern, so werden wir sie leben lassen müssen, wenn wir auch der Meinung sind, daß ihre Erscheinung an eine bestimmte Zeit gebunden ist.

Eigentlich sollte man sich über einen einzelnen Weinmann nicht so lange unterhalten; aber der Chronist wird angesichts der ersten Weinmänner etwas redigieren. Anfang November traten sie früher in unsere Jugend ein, Vorboten der selbigen Zeit, die das Kinderherz kennt: Nikolauszeit, Advent und Weihnachten. Einem Weinmann feierlich den Kopf abzugeben, die Kompeise

von Teig zu säubern und dann ohne Unterlaß im Mund zu halten bis sie schließlich zerbrach und eine neue daran kam, das waren feierliche Dinge. Der „Kloßfahl“ ist schon eine bedeutende Persönlichkeit; er war es auch, als man diesen Dingen gegenüber weniger ehrfürchtig wurde; damals haben wir mit der Wonne der Jugend bei Böders oder bei Hüb vor die kleinen Schaufenster geklopft, daß die Weinmänner reihenweise hinten hinüber purzelten; diese Untaten sind wohl mittlerweile verjährt, so daß sie infolge dieses Gefährdisses keine bösen Folgen haben können.

Nun aber, da der November anzubrechen anfängt, ist die „legale“ Zeit der Weinmänner gekommen: Dumas und Oppas, Bäder und Mütter bringen sie ihren Enkeln und Kindern mit, und mit ihnen kommt jener erste Strahl ferner Hochzeit herauf, der an unsere Herzen faßt, und der jene Melodien mitherauf führt, die uns so lieb und wert sind.

„Und es wird ein jener: Jenseits der Weinmänner...“

Es ist in einer tschechischen Garnison passiert, daß sich das Militärgericht mit einer nicht alltäglichen Sache zu befassen hatte; nicht weniger als 30 Soldaten eines Kavallerieregiments fanden dort als Angeklagte, weil sie sich zäh und beharrlich weigerten, sich die Haare schneiden zu lassen. Sonas heißt beim Militär „Gehorsamsverweigerung“ und ist eine böse Sache. Sie ist der Gefängnisstrafe nicht wert, die deswegen verhängt wurden, weil der Mensch sich ja schließlich eines Tages doch einmal die Haare schneiden lassen muß, wenn er sich auch für noch so schön hält; man kann sich gut vorstellen, daß langmähliche Soldaten nicht gerade beliebt sind, und weil das so ist, sollte die Wille der tschechischen Woiwode fallen. Ob sie fürchteten, daß sie nach biblischem Vorbild an Stärke einbüßen würden, oder welche Gründe dabei sonst mitgespielt haben mögen, daß hat der unpolitische Chronist nicht erfahren; er hat nur gesehen, daß 30 tschechische Soldaten für längere Zeit in den „Pott“ müssen, weil sie den Gehorsam verweigert haben, den Gehorsam dem Befehl gegenüber, sich die Haare schneiden zu lassen. Es könnte ja auch daran gelegen haben, daß die Haarschneidemaschinen oder die Scheren tschechischer Kräfte einen so schlechten Ruf haben, daß ein solcher Entschluß, weil mit Schmerzen verbunden, verständlich wäre; bei uns in Deutschland ist diese erfreuliche Prozedur geradezu ein Vergnügen. Aber vielleicht ist das schon eine Art von nationalem Gegenstand?

Man kann den tschechischen Militärbehörden nur den einen Rat geben, sie möchten Dr. Hoffmanns herrliches Buch von „Strawwelpen“ in die Soldatenbibliothek aufnehmen, und es würden sich dann auch dort erfreuliche Folgen herausstellen; wenigstens ist das anzunehmen.

Die Polizei kann nicht anders

Ungeheure Kampfhandlungen werden sich heute nachmittags gegen die Polizei und gegen das Städtetheater abspielen; und zwar im Stadion, wo der freie Samstagnachmittag allenthalben auszuhalten hat. Wir nehmen an, daß unsere Leser schon davon gehört haben, welchen gewaltigen Rahmen die Polizei heute ihrem 10. Stiftungsfest geben will; nicht, als ob die Polizei erst 10 Jahre bestünde, wohl aber der Polizeiverein, der früher die großen und schönen Provinzialsporthallen in Reuß durchführte. Natürlich muß solches feierlich begangen werden, aber eben es abends in der Bürgergesellschaft feierlich wird, wird es im Stadion eher dramatisch sein. Sandball- und Fußballmannschaften kämpfen wild gegeneinander, und in einer der Fußballmannschaften wird man sogar unser Stadtoberhaupt im Kampf sehen können, was immerhin keine alltägliche Erscheinung ist; das werden uns übrigens nicht viele Städte nachmachen können, daß sie einen Oberbürgermeister im Sportdresch aufweisen können; und deswegen sind die Reuß stolz darauf, zumal es um das Winterhilfswerk geht, dem die Einkünfte aus dem sportlichen Ereignis des heutigen Nachmittages zufließen sollen.

Das sogenannte Großereignis ist der Fußballkampf gegen das Städtetheater, das in vermessener Präherlei die „old boys“ von Reuß zu einem Revanchekampf herausgefordert hat. Den Reimen stehen ehemalige Reuffer „Fußball-Lanonen“ gegenüber und solche, die denen früher das Köstchen zur Bahn tragen durften. Durch die vielen Häufungen von Doctor Titeln in dieser Mannschaft sollte sich allerdings niemand täuschen lassen; es wird nicht besonders geistreich gespielt werden. Daß die Sanitätskolonne gleichzeitig im Stadion eine Übung abhalten wird, ist kein Zufall; man rechnet mit einer ganzen Anzahl von Komplikationen, weswegen auch so viele Ärzte als „Erlaub“ aufgestellt worden sind.

Nebenfalls ist das Schießen auf die Spieler verboten; sie tun, was sie können; und mehr kann man nicht tun!

Zwischen Wein und Wein

Mit den „guten alten Zeiten“ soll man vorsichtig sein; denn ich glaube, wir haben recht, wenn wir unsere Reufferbäder in dem Verdacht haben, sie hätten auch schon zu ihrer Zeit von längst vergangenen Zeiten als den „guten, alten“ gelobt. Bei aller Ehrfurcht vor Oppa und Duma dürfen wir ja auch gelegentlich einmal darüber lachen; und das tun wir namentlich dann, wenn uns etwa ein Zufall ein kleines Götchen in die Hand spielt, von dem wir allerdings nicht wissen, wann es gedruckt wurde. Dieses Mal heißt das Götchen, das einen wunderbaren, mit zierlichen bunten Wäldchen geschnittenen Titel hat: „Das Weinmann auf Wallen“.

Wir sind heute zwar nicht mehr so sehr in Verlegenheit darüber, wie wir uns auf Wallen aufzuführen haben, da wir uns geradezu vornehmen, daß wir genug an „Götchen“ tun, wenn wir nicht gerade ohne Fragen oder Reden um Wall gehen; aber wir wollen doch aus diesem kostbaren Götchen wissen, wie schwer es unsere Vorfahren gehabt haben, wenn sie zum Tanz gingen. Da heißt z. B. ein Kapitel „Auf einem Ball bittet ein junger Mann den Arrangeur, ihn einer bestimmten Dame als Tänzer vorzustellen.“ Die Sache vollzieht sich in diesem Götchen so folat:

Der Herr: Dürfte ich Sie wohl erlauben, mein Herr, mich jener Dame im blauen Kleide vorzustellen, damit ich mit

das Vergnügen erbitte, mit ihr den nächsten Contretanz zu tanzen? Mein Name ist ...

Der Arrangeur: Mit Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch, der Ihrem Geschmack alle Ehre macht. (Ihn der Dame vorstellend.) Kraft meines Amtes bin ich so frei, Ihnen hiermit Herrn ... vorzustellen.

Der Herr (einfachend): der sich die Bitte erlaubt, ihm das Vergnügen zu gewähren, für den nächsten Contretanz mit Ihnen antreten zu dürfen.

Die Dame: Ich bedauere lebhaft, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können; indessen erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich den zweiten Contretanz noch nicht vergeben habe, den ich Ihnen mit Vergnügen einräumen würde.

Der Herr: Ich bin Ihnen, mein Fräulein, unendlich verbunden und erbitte mir für einen Augenblick Ihre Tanzordnung, um auch meinen Namen in der Reihe derjenigen Platz finden zu lassen, welche sich rühmen können, Ihre Tänzer zu sein. (Nach Einschiebung des Namens): Ich harre mit Ungeduld des Augenblicks, da die gewünschten Töne erklingen und empfehle mich bis dahin höflichst.

Die Dame erwidert stumm und höflich den Gruß, sich halb von ihrem Sitze erhebend.

Der Herr (zum Arrangeur): Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit sehr verbunden.

Der Arrangeur: Es gereicht mir zum Vergnügen, Ihnen gefällig sein zu können.

(Nach gegenseitigem Gruße trennen sie sich und beim Anschlag der besprochenen Tour beugt sich der Herr, nachdem er sich mittlerweile um ein entsprechendes vis-a-vis zum Tanze umgesehen, seine Dame abzuholen.

Der Herr: Nach Ihrer gütigen Erlaubnis nehme ich mit der Freiheit, Sie zum Antritte des Contretanzes zu bitten.

Die Dame: Es ist mir sehr angenehm.

Der Herr (je nachdem die Pausen des Tanzes es gestatten): Als ich Sie im Verlaufe des heutigen Abends mit so viel Anmut und Grazie dahinschweben sah, konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, mich Ihnen zu nähern, und ich kann nicht sagen, wie sehr ich Ihnen dankbar bin, mein Fräulein, daß Sie mit so großer Güte mein Engagement annahmen.

Die Dame: Sie urteilen sehr gütig, und wenn es so ist, wie Sie sagen, so kommt gewiß das größere Verdienst meinen Tänzer zu.

Der Herr: Ich beneide diejenigen, von denen Sie mit soviel Anerkennung sprechen, und würde ich ein besserer Tänzer sein, als ich bin, würde ich mir jedenfalls erlaubt haben, Sie um die Gewährung eines Rundtanzes zu bitten, um mich gleich den anderen — vom ganzen Publikum gesehen — also auch vom ganzen Publikum, beneiden zu lassen.

Die Dame: Und halten Sie einen Rundtanz für schwieriger?

Der Herr: Ich glaube dies annehmen zu dürfen.

Die Dame: Zum Rundtanz bedarf es allenfalls gewandtere Füße — zum Salontanz einer gewandteren Zunge; und schiden Sie sich zu ersterem sowohl an, wie zu letzterem, dann dürfen Sie wohl mit jedem in die Schranken treten.

Der Herr: Sie beschämen mich durch Ihre Güte. Aus dem von Ihnen ausgesprochenen Grunde bleibt darum auch der Salontanz der Tanz des wahren Vergnügens. Ich möchte ihn den Tanz der Sympathie nennen, gegenüber dem nur vorübergehenden Taumel, ein Contretanz nach Wunsch entschädigt stets für die sonstige Langeweile eines Ballabends, und so würde auch ich, wenn ich mich nun für heute gänzlich zurückziehe, die schönsten Erinnerungen an den heutigen Abend mit mir nehmen.

Die Dame: Der übrigen Langeweile entgangen zu sein, ist auch eine schöne Erinnerung.

Der Herr: Durchaus sollte nicht dieser Gedanke durch meine Worte Ausdruck finden, und ich bin fest überzeugt, daß meine Versicherung bei Ihnen — Sie entschuldigen wohl, mein Fräulein, wenn ich es sage — nicht diese ironische Auffassung erlitten habe. Indessen, zum Beweis dafür, daß die Langeweile nun keine Macht mehr über mich hat, erlaube ich mir, Sie auch noch um eine andere Tour, oder wenn ich kühn sein darf, noch um mehrere Touren inständigst zu bitten.

Die Dame: Vorläufig habe ich nur noch den nächsten Walzer frei. Wenn aber Bruder und Vetter, die ihren Namen ohnedies nur aus Controisse in meine Liste schrieben, sich aus dem Feide schlagen lassen, will ich Ihrem Wunsche gern entsprechen.

Der Herr: Sie beglücken mich durch die Reichen Ihrer Gunst, und ich bin Ihnen dafür dankbar verbunden. Abirgens erlaube ich mir die Bemerkung — und damit will ich zugleich meine Befehris ausprechen — wäre ich Bruder oder Vetter, ich würde das einmal Verheißene nicht freiwillig aufgeben.

Die Dame: Durchaus nicht?

Der Herr: Es sei denn (sich selbst unterbrechend) —

Die Dame: Schworster oder Kousine wünschte es.

Der Herr: Allerdings, und schon im voraus für das zu hoffende Vergnügen dankend, erlaube ich mir, Sie an Ihren Platz zu geleiten, mein Schicksal auf die frohe Zukunft stützend, die Gelegenheit, Ihrem Verlangen zu entsprechen, werde den beiden unbekannten Herren über alles gehen, selbst wenn eine schwere Probe zu bestehen wäre.

Soweit dieses lichtvolle Kapitel, vor dessen Wortschwall und Verlauf einem ein bißchen schwindelig wird; es mühte einmal eine Doktorarbeit darüber geschrieben werden, welchen Zusammenhang Gespräche beim Tanzen mit der jeweiligen Zeit haben, in der wir tanzen. Aber das Tanzen ist bei uns schon lange nicht mehr so wichtig, wie es in diesem Buche aussieht, und unsere Jugend von heute, gestern und vorgestern hat nichts mehr übrig für „Contre-Tänze“ und das weiße Gewand, das man auswendig lernen mußte, um „Ballgespräch“ machen zu können.

Das baldige Ende

Es war in den Zeitungen zu lesen, daß in dem schönen Kreuznach ein Stier angesichts eines roten Postwagens wild geworden ist und voller Jörn hinten in die Karroserie des Postomnibusses hineingehauen hat, daß man deutliche Spuren seines Pomes wahrnehmen konnte. Aber schließlich sind ja Postomnibusse so gebaut, daß sie einmal ein Stöbchen vertragen können; und der Kreuznacher Omnibus hat das dann auch getan; dem Stier soll die Sache nicht so gut bekommen sein, während sich irgendwelche Folgen bei der Reichspost nicht eingestellt haben; sie wird bei ihrer roten Farbe bleiben. Vielleicht werden die Fahrer nun mit Abwehrmöglichkeiten ausgestattet, um den Generation der Stiere vor sich zu halten, die nächste Generation gegen die Reichspost benehmen; sie wird sich schon daran gewöhnt haben.

Dias.

Mit Fahrrad und Zelt zum Bodensee

Tagesnotizen einer Neusser Maler- und Poetenreise / Von Dr. Karl Schorn / Nummer 4

Am Bodensee

Am 28. August. Am frühen Morgen jagen wir in langen Stößen von Loch ins Bodenseetal hinab. Als stahlende Himmelsburgen ragen Säntis und Rhätikon zwischen Wolfenfeldern. Ich versuche einen Bodler, muß aber nur furchtbar husten. Also preiße ich mir war.

Der See blüht auf; schaumüberflutet das meergrüne Wasser; nach Westen hinaus schier ins Grenzlose. Frische Brise empfängt uns auf der Brücke nach Lindau.

Am Seebahnhof herrscht Hochbetrieb. Dampfer kommen und gehen. Möven tanzen in der Luft, auf und nieder wie Müdenschwärme. Aber die Milch aus der Bude hier will nicht schmecken. Zwanzig Pfennige für das halbe Liter, gut. Aber zehn Pfennige Zuschlag für's Warmmachen, das war abgeschmackt. Wir haben es den seltsamen Volksgenossen gesagt, und nicht zu knapp.

Von Wasserargen aus gelingt uns noch ein prächtiger Rundblick. Zeitweise langt's bis zu den Vorarlberger Massivs. Dann wird es düster. In der Zeppelinhalle von Friedrichshafen hat uns der Regen.

Und doch: Eine Regenlandschaft von elegischer Schönheit, von der hohen Straße vor Meersburg überblickt man den See fast in seiner ganzen Länge. Das sind an die fünfzig Kilometer. Dunkelblaue Berggründe mit fastgrünen Säumen; in violetten Tümpeln dunkelt die Ferne. Metallisch grün schillert der See; am Ufer im Seichten spielt seine Farbe ins Rötliche. Der Wind zeichnet seine Seidenstriche hinein die Kreuz und die Quer. Straß biegen und wiegen sich weiße Segel. Darüber ein silberblauer Himmel. In der Weite drüben hoch im Horizont die bleichen Konturen der Rhätikon.

In den dunkelgrünen Hopfenlauben sind ganze Familien mit Kind und Kegel bei der Ernte. Auch Weinberge gibt's, die einen farbigen goldbraunen Wein bringen. Und in Wäldern immer wieder die Hochmoore, oft freisind, weithin kenntlich an ihrer fuchsinen Farbe; und Tümpel, die im Vermooren begriffen sind. Die Stielblumen der Torfbetten haben die nährhafte symbolische Farbe frisch angeschnittenen Rumpfnidels.

Meersburg ist eine bizarre Mischung von schloßartigen Großbauten und zierlichen Glendwörtern. So begegnen Dynasten ihren Horigen. Aber malerisch ist das Bergneß und von den Romantikern ehemals geliebt. Eine Meerburg, düster wie eine Pfaffenfeste; seltsame verwitterte Steinfiguren; tiefe Grabenklüfte mit mächtigem Mauerwerk. Ein reiches Schmiede-eisernes Gittertor rankt vor feudalem Treppenaufgang.

Der Regen hält uns in der alten Kneipe am Tor fest. Beim Start geht es ein wie mit Gießkannen. Wir bremsen unter dem Stadttor und beginnen zu weipern. Viele Leute schauen zu. Und nicht lange, so ist unter dem Torbogen ein allgemeines Schauffressen im Gang.

Trotz Regen, Regen, Regen starten wir nach Ravensburg. Als wir's nah auf der Haut spüren, flüchten wir zum Quartier. Und finden eine Holzhaushütte, trocken wie eine Tonne, mit Tisch und Bank und Heulager. Wir haben das Zelt vor's Türloch gehängt. Freundlich glüht unsere bunte Laterne. Wir trinken Kaffee und rauchen dazu, während draußen im Walde der Regen rauscht und rauscht. Das wird eine gute Nacht hier drinnen. Und für morgen bleibt unser Zelt trocken.

Am 29. August. Ich habe wichtige Träume gehabt, trotz des guten Quartiers. Die ganze Nacht mußte ich alte Soden waschen. Als ich am Morgen aufwachte, merkte ich, daß ich mit dem Kopf neben dem Brotbeutel gelegen hatte, in dem noch ein Stück Allgäuer flehte. Wir haben den Rest auf der Stelle verzehrt.

Während des Fadens läßt der Regen nach. Blaue Himmelstümpelchen tiebängeln herab. Und alles will uns jetzt wieder gut: Frau Sonne, unsere Freundin, lacht auf uns herunter, trocknet uns die noch immer feuchten Kleider. Und ein gefälliger Wind schiebt kräftig von hinten nach. So gibt es flotte Fahrt auf Ravensburg zu.

Unter den vielen hübschen, aparten, adretten Städtchen, die uns begegnet sind, ist dies ein ganz eigenwilliges und originelles Persönchen. Mit Toren, Türmchen so schnurrig und humorig, wie die Einfälle eines Wilhelm Raabe. Und doch sein sittig und allezeit manierlich.

Weiter werden wir gelassen nach Weingarten. Da kommt man aus dem Staunen garnicht heraus. Ein artiges Städtchen, aber doch nicht viel mehr als ein Nest. Aber über diesem Nest thront das gewaltige Monument eines wahrhaftigen Petersdoms. Deutschland, wie bist du reich! und groß in deiner Frömmigkeit!

Waldsee heißt jetzt ein Ort. Fallweiße Kirche mit rabenschwarzen Türmen. Die Kette der Schönheit reißt nicht ab. Die hohen schmalgetrepten Stadttore, die mit Dinkelsbühl anfangen, sind auch hier wieder heimlich. Die Herrschaft des Steins hat wieder begonnen und die aller traditionsgehaltigste Baukultur. Noch Spartassen, Ranken, Finanzämter und dergleichen; nuchterne Anstalten sind in der poetischen alten Bauten untergebracht.

Das wilde, schwarz-weiß-blaue Drama des Himmels hat sich in feierliche Annulus abgeklärt. Noch einmal erblickt wir von den hohen dentelblauen Ring der Alpen.

Seht Viberach! der ganze Name ein Gelicher. Nichts anderes das Städtchen

selbst mit den launischen Toren und Türmchen und krauem Geschnörkel seiner Giebel. Da die Namen der Dörfer und Städtchen hier oben! Ein wahres Poetalbum. Mondfeld etwa, ist das nicht fast schon ein Gedicht? oder ein Märchen? wie Bäumenwiesen, Freudenthal, Quadenbrom, Schopfloch, Taubertersheim. Und Gottmannshofen, wie innig fromm. Galgen, wie grauslich. Barabain, das ist schon gespensterhaft, geht durch Mark und Bein. Fürstentfeldbrud aber droht und tönt wie eine gewonnene Schlacht. In Dürnast hingegen wird nicht viel zu holen sein. Schweinhausen schließlich liegt die Ochsenhausen und beide im Schwobelände. Aber das sind nur ein paar Stichproben aus einer biden Freudenmappe. Und wie sie in diesen kuriosen Orten ihre Gassen und Plätze benennen: Wieder ein Poetalbum. Und wie die Leute selber sich nennen.

Mondnacht nach dem Wirbelsturm

Liegt die Tür in deinem Schein, Klarheit ruht, genießt Frieden, Bappel nur wiegt noch sich ein, weht ein Lied zum Traum den Mäden,

wie die Seele zittert nach, was wie Sturm sie läßt erbeben, daß schon vieler Krone, ach! Sturm wie Staub zu Staub konnt' legen.

Mensch und Baum in Sternennacht, Sturm und Wolken kommen, beugen; mitten im „Versuch uns nicht“ wird ein Engel Gott bezeugen.

I. E.

Hier schnell nur vier, die ich mir nicht verkneifen kann. Herrn Kapenwadel und Fräulein Emma Mädenwadel haben wir bei den Schwaben getroffen. Den bestigen Herrn Käsböhrer aber bei den rauen Bajuwaren. Und in Viberach schließlich — Gott straf mich, sofern ich flunkere — begegnete uns der Herr Guttermann vom Dömlenstraß, alles in einem Wort, ja so.

Tief im Westen über schieferblauen Wolkengebirgen öffnet sich meergrün eine Himmelsbucht. Wolkenfülle ragen drin wie schmelzende Gletscher. Zintenschwarze Donnerwolken fuhrwerts über uns, schütten Regenschauer herab. Die fühlende Sonne aber rollt funkelnde Feueräder über die Erde, entzündet im Osten auf grauem Regenvorhang zwei Regenbögen übereinander. Grellweiß die Giebel eines Dorfes darunter, krährot die Dächer, die Bäume glühend wie grünes Gras. Die ganze

Erde schillert verzaubert hell, wie ein Prisma, unter einem nachtschwarzen Weltuntergangsdach. Darüber vergessen wir fast, daß Regen in Strömen fällt. In einer Bauernstube (die Leute holen uns herein, als wir unter dem Scheundach stehen) verplaudern wir ein halbstündchen mit herzlich freundlichen Menschen.

Jetzt hoch über dem Tal wieder unter den geliebten Fichten im Zelt.

Am 30. August. Ueber den Wipfeln miaut der Ausruf seinen Morgengruß. Eine Holztaube flattert flatternd vom Waldboden hoch.

Durch frühwache Dörfer gen Laupheim. Ein prägendes helles Ring-pang aus der schwarzen Schmiede. Mythisches Gellöppe der Dreischlegel auf einer Tenne. Schlaftrunkenes Gemur der Küche, Kettengelir und Eimergerassel in den Ställen. An Pumpen und Brunnen Pflichten und Spülen. Seit Menschengedenken geht das so seinen Gang und wird weiter gehen.

Seit Wochen haben wir mit Wäldern, Flüssen, Bergen und Dörfern zu tun. Die Städte sind nur Durchgänge. Aber unter den Bäumen wohnen wir. Das Reh, das Eichhorn, Fuchs, Gase, Gule und Häher sind unsere Schlafgenossen im großen dunklen Waldhause. Wir lernen wieder in Wolken zu lesen, den Wind abzuwintern; spüren den Regen in der Luft schon Tage vorher, wenn die Nächte mild werden. Aus dem dumpfen Sinnenjoch der Städte sind wir in die Felligkeit der freien Landschaft erwacht.

Erst ließ immer etwas hinter: Zuerst die Brille; dann Tabatsdose, Handtuch, Seifenstück; und in Lindau nahezu den Photoapparat. Ich spürte oft Luft, ihn ein wenig aufzuschieben. Aber dann fing es mit mir an. Zuerst war es die Bastenmähne. Dann die Zahnbürste. Ein Zahntuch blieb auch unterwegs. Und jetzt vermisse ich meine Tabatsdose. Mit dem Aufsehen ist es nicht.

Da blüht die blaue Donau wieder auf. Fröhliches Fahren zwischen blauem Strom und blauem Himmel. Der feinerne Fingerzeig des schwäbischen Münsters steht plötzlich groß im Horizont. Noch muß die Ulmer Höhe genommen werden. Durch winkelige Altstadtgassen hindurch, ragt unverfehens der höchste Kirchturm der Welt vor uns auf. Aus massigen Grundvesten mehr und mehr sich verjüngend, lichten, verästelt, blüht der Helm wie feineres Älgen, durch das der Himmel blaut. Feingestaltete, von schlanken Steinbänken durchschnittenen Fenster. In den Bogenlichtern des Hauptportals figurenreich ein ganzes Großes Weltkloster. „Sind das auch Gotteshäuser, was ihr heute baut? Kömt ihr blaffen Ancht solcher Almen überhaupt Gotteshäuser bauen? So fragt uns dieses Monument der Andacht, der Kraft, der himmelbestürmenden Fluggewalt.“

Noch einmal müssen wir die Ulmer Höhe hinaufschleichen. Verschnaufen droben bei einer Zigarette. Ein Auto surrt an, bremst ab. Ein Mädchenkopf lacht zum Fenster hinaus: „Sind Sie auf Wanderschaft? Dann darf ich Ihnen wohl ein paar Äpfel mitgeben? Frisch gepflückt aus unserem Garten.“ Wir sind nicht prüde. Äpfeln und Brotbeutel gestopft voll von guten fastigen Sternreinetten. „Gute Fahrt!“ Eine winkende Hand. Der Ulmer Spatz fliegt davon.

Unter Heidenheim hoden wir im Chauffeegraben und vertimmeln nach warmen Reberkas. Die letzte Stärkung vor Auenheim. Plötzlich ein Freundesgebrüll: Schwager und Nefte kommen angelagt, zu Entläufen unterwegs nach Heidenheim. Ein Viertelstündchen sitzen wir beisammen; dann geht's weiter, hierhin und dort hin. Auf Wiedersehen am Abend. In einem Stündchen sind wir daheim.

Am 31. August. Mit dem Schwager wird immer Bettessen veranstaltet. Seit je war das so Brauch zwischen uns. Bis der Sessel knarrt. Aber diesmal kommt er nicht mit. Wir haben ein wie die Schenkerdrücker, unerfährlich. Fast wie die kleinen Schwalben, die auf dem Lampenschirm in der Küche ihr Nest haben und inzwischen ordentlich gewachsen sind. Fast nur Schnabel sind sie, darüber schwarze Knopfaugen blinken. Nodens rund auf dem Nestrand dem offenen Fenster zu und warten auf Futter. Nur die Hand braucht man in die Luft zu strecken, so lassen alle sechs Schnäbel gierig offen. Die beiden Alten haben alle Schnäbel voll zu tun, fliegen ab und zu durch Küchenfenster, Küchentür, Tür und Flurfenster. Im Hausflur drunten das gleiche Spiel. Jedes Nest trägt die zweite Brut. In der Nacht sieht man die Alten im Flur auf dem Schanckesell oder im Badezimmer auf dem Leittungsrohr hoden. Die Schwalben haben es herausgetrieht, daß gaffliche Leute hier wohnen, denen es auch auf ein wenig Dreckregen nicht ankommt. Seit Jahren schon kommen sie so im April, das Frühjahr anzufangen.

Am 1. September. Heute nachmittag zu viert den „Langen Dantel“ in Nördlingen besucht. Ueber mächtigen roten Dachfundamenten ragt der sonderbare Gefelle hinter dem Schaffesplatz. Sonderbar und doch altes Bodengewächs, wie die Riesauern in ihrem Sonntagstaat, blaun Anleitt mit weißem Besatz, schwarzen Leberhöfen in hohen Stulpfeln und flachen Rumbhut auf dem Kopf. Das blumige Schnupftuch nach altem Brauch zur Solentische hinausbaumelnd.

(Schluß folgt)



Meersburg am Bodensee

Linocut: E. Fonk

na, unter einem
r vergessenen wir
Bauernstube (die
umendach stehen)
lich freundlichen
geliebten Fichten

nutzt der Aufwind
Kastischend vom

Ein prägendes
Mythmisches
Schlaftrunkenes
in den Ställen.
Epülen. Seit
und wird weiter

Flüssen, Bergen
ruchgänge. Aber
das Gichhorn,
schlafgenossen im
er in Wolken zu
gen in der Luft
den. Aus dem
in die Helligkeit

ie Brille; dann
bau nahezu den
nig aufzugeben.
die Vastennüge.
auch unterwegs.
mit dem Aufziehen

schliches Fahren
l. Der feinerne
schlich groß im
werden. Durch
ens der höchste
nen Grundbesitz
tend, blüht der
Himmel blaut.
durchschnittene
als figurenreich
Gotteshäuser,
solcher Ahnen
des dieses Monu-
rmenben Stug-

hinaufziehen.
Auto fuhrt an
entpof lacht zum
Sie auf Wan-
ich Ihnen wohl
ben? Frisch ge-
Garten.“ Wir
en und Großbeu-
guten fastigen
Fahrt!“ Eine
Ulmer Spaß

hoden wir im
extinieren noch
e letzte Stär-
e. Plötzlich ein
nger und Reflex
einkäufen unter-
e. Ein Viertel-
lammen; dann
und dochhin. Auf
nd. In einem
heim.

Mit dem Schwa-
ren veranfalet.
auf dem zwischen
adt. Aber dies-
Wir bauen ein
r, unerfährlich.
Schwalben, die
t in der Küche
zwischen ordent-
it nur Schnabel
ge Knopfsänglein
auf dem West-
fenster zu und
Nur die Hand
hult zu strecken,
Schnabel gierig
iten haben alle
egen ab und zu
tuchentür, flur
ausflur drunten
s Nest trägt die
acht steht man
dem Schaufelteil
f dem Leitmungs-
auberger haben
geffreie Leute
s auch auf ein
ankommt. Seit
ie so im April,

mber. Heute
den „Rangen
besucht. Ueber
amenten ragt
e hinter dem
ar und doch
wie die Wies-
tagstaar, blau-
weitem Beisatz,
e hohen Stulp-
adbut auf dem
unpflücht nach
stojche hinaus-
Schluß folgt)

MODE UND HEIM

Fröhliches Kinderturnen!

Spieleerische Körperdurcharbeitung erzieht die Kleinen

„Turnt täglich mit euren Kindern, auch mit den Kleinsten!“ Diese häufig aufgestellte, sehr vernünftige Forderung wird von manchen jungen Müttern mit heimlichem Kopfschütteln beantwortet. Turnt mit euren Kindern! Leichter gesagt als getan! Fesselt einmal einer die stets herumquirlende, kleine Gesellschaft an nichterne Gymnastikübungen! Das Interesse ist stets abgelenkt, eines läuft hierhin, das andere dorthin, und wenn man sie einmal beisammen hat, so werden ganz gewiß Abwechslungen getrieben, an Stelle der nützlichen Arm- und Beinübungen!

Wenn die Kleinen ohne Lust bei der Sache sind, so ist das nur ein Beweis dafür, daß die Übungen nicht ihrem Entwicklungsgrad entsprechen und vor allem keine richtige Form haben. Gerade Kinder, mit ihrer Vorliebe für das „Toben“, sind beim Körpertraining begeistert dabei, wenn man der Übung eine spielerische Note zu geben vermag. Und das ist bei Anfangsgymnastik doch gar nicht schwierig.

Heute spielen wir beispielsweise mal „Hoo!“ Die Kinder lassen sich auf allen Vieren nieder und bilden einen Kreis. Wird jetzt im Kreis herum, marschiert“, so ist damit schon die für Kinder so wichtige „Rückwärtsübung“ gegeben, die der Kräftigung der Wirbelsäule dient. Um keine Rangeweile aufkommen zu lassen, kann jedes der Kinder ein besonderes Tier darstellen. Ein Elefant ist das, ein Nashorn, ein Hund, ein Wipfelfeld und ein Kamel. Letzteres spielt eine besondere Rolle, denn es muß im Pa-

gang gehen, also gleichzeitig linkes Bein und linken Arm und umgekehrt verschieden! Der „Wär“ hingegen darf manchmal auf den Knien, statt auf den Füßen laufen.

Wenn das Halbtotmannto ertönt, folgt eine halbe Kehrtwendung zur Mitte, wo der „Zirkusdirektor“ steht. Jetzt werden im Kreise herumgelaufen und Kreistreife vollführt, immer schwierigeren Sachen bis zur vollen Rumpfbogen rückwärts, wobei der Hinterkopf den Erdboden berührt. Die Unterhosen, die auf dem Boden liegen, werden dabei gespreizt und die Hände flach in die Kniekehlen gelegt. Zum Schluß gibt es noch einen Galopp im Kreis, Linksgalopp und Rechtsgalopp und ein paar Kunstsprünge, bei denen sich alle „Tiere“ ohne Rücksicht auf die eigentliche Zoologie beteiligen können.

Mit einem Ball lassen sich ebenfalls sehr gute Übungen auf spielerische Art durchführen. Wenn die Kinder einander auf dem Teppich gegenüberstehen, Abstand der Füße etwa ein bis zwei Meter, so hält jedes den Ball — es muß ein größerer und schwerer Ball sein — geht in die Rückenlage, indem es die Beine über den Kopf hebt, schnell vorwärts und schlenbert den Ball aus dieser Bewegung heraus dem kleinen Partner zu, der seinerseits im Aufspringen, schon mit dem Schwingen des Balles mitgehend, in die Rückenlage geht und dann, durch Aufsprünge, den Ball zurückwirft. Diese Übung ist sehr kräftigend und arbeitet den kleinen Körper gut durch, wenn sie möglichst gleichmäßig und längere Zeit durchgeführt wird. Sie heißt „die Artisten“!

Die „Sägemännchen“ hingegen sitzen einander auch gegenüber, doch schließen sie die Fußsohlen fest gegeneinander und fassen sich bei den Händen. Jetzt neigt sich erst das eine, dann das andere der Kinder zurück, ohne daß die Fußstellung geändert wird oder die Hände losgelassen werden.

Sparsam heizen!

Ein paar kleine Tricks

Gerade zu Beginn des Herbstes, wenn die kalten Abende schon recht ungemütlich sind, möchte man ein warmes Zimmer haben, jedoch nicht allzuviel Brennmaterial verbrauchen. Denn tagsüber kann man noch die Sonne ins offene Fenster lassen.

Wenn man als erstes ein paar Handvoll Stroh oder Hobelspäne in das Ofenloch schiebt und durchbrennen läßt, so erwärmen die lodernden Flammen die kalte Luft im Rohr, und das Heizmaterial brennt dann später rascher an. Will das Feuer trotz allem schlecht brennen, so gibt man ein wenig Staubzunder darauf. Niemals natürlich Spiritus, Benzin oder Petroleum!

Ist das Feuer recht schön durchgebrannt und in Glut, so gibt man eine Schaufel rober Kartoffelschalen darauf, das dampft die Glut und erhält sie lange. Will man die Glut während einer längeren Abwesenheit oder über Nacht erhalten, so wickelt man ein Bricket in einen mit Wasser benetzten Zeitungsbogen und hält es noch in eine zweite, trockene Zeitungsschicht. Dieses Paket, ins Feuer gelegt, ergibt eine Restglut bis zum nächsten Morgen. Man spart auf diese Weise auch das viele Material zum Feueranmachen.

Was für ein Arger, daß bei fast allen Kanne die Tüllen so leicht angeschlagen werden! Eine praktische Hilfe leistet uns das neuartige Ansatzstück, das mit einem kleinen Stück Gummischlauch auf die Tülle vorgeschoben wird. Die neue Vorrichtung ist außerdem so gearbeitet, daß das Tropfen fast vermieden wird. — Und vom Salat geht auch etwas verloren, wenn wir ihn in der Schüssel oder unter der Leitung spülen. Die neue Salatschnecke ist ein handliches, aus Sieben bestehendes Gestell, durch das von allen Seiten das Wasser den Salat ansprühen kann, ohne daß das kleinste Blättchen verloren geht. — Wie steht es um die Schuhe? Verschmutztes Innenleder muß mit in Salmiak getränkter Watte gereinigt werden. Man verhütet durch diese hygienischen Maßnahmen Fußkrankheiten. Zerrissene Lederstücke innen werden entfernt und durch passend geschnittene Teile von alten Handschuhen ersetzt. Man klebt sie ein und überbügelt sie mit heißem Eisen, um sie dann ein paar Tage stehenzulassen. Will man helle Schuhe schwarz färben, so reinigt man sie gut und reibt sie gründlich mit dicken Kartoffelscheiben ab, um sie dann vollkommen trocken zu lassen, bevor man die schwarze, flüssige Farbe oder Creme aufträgt.

Das praktische Heim

Wir vereinfachen uns das Leben!



Launen der Mode

Lob des warmen Schlafanzugs



Fröstelnd stehen wir vor dem Kleiderschrank und dem sauberen Stoß reizender leichter Nachtlänge. Und wir greifen freudig die Anregung auf, zum guten, alten Flanell oder zum gestreiften Baumwollstoff zu greifen, um uns für die kalte Jahreszeit eine warme Nachtkleidung zu schneiden. Zum langen Nachthemd brauchen wir als Ergänzung für die Morgen- und Abendstunden eine dreiviertel lange, buntgeblühte Chintzjacke, die weich und warm gefüttert ist und in Karos gesteppt gleich den Bettdecken. Ein dunkelblau geblümter Grundstoff mit lachsroten Blüten wird dann lachsfarbene, gesteppte Aufschläge bekommen. Die Nachthemden selbst verzichten jetzt auf Armellosigkeit und erfreuen uns durch einen reizenden Schnitt nach Art der Stilkleider: weite, lange Ärmel, am Handgelenk geschlossen, hoher Kragen, Zugarbeit im Gürtel und farbige Aufschläge im Ton der kleinen Blüten. Und da wir gerade bei der Wäsche sind: der Winter wird mancherlei gesellschaftliche Verpflichtungen mit sich bringen. Wir tun gut daran, im Hinblick auf die tiefen Rückenausschnitte der abendlichen Stilkleider rechtzeitig an ein Hemdhöschen zu denken, das sehr schön im Schnitt gehalten ist und dem tiefen Rückenausschnitt Rechnung trägt.

Damit werden Arme, Beine und Rumpf gestreckt, gesteuert und durchgearbeitet. Nach dem „Sagen“ werden „Baumstämme“ durch die Stube gerollt. Eines der Kinder legt sich gerade auf den Boden, ein anderes kniet davor und rollt es gleichmäßig vor sich her. Das ist für den „Baumstamm“ eine Übung, die zum Anspannen der gesamten Muskulatur führt, für den Spitzfänger eine gute Kräftigungsprobe.

Weißt du, liebe Hausfrau?

daß man empfindliche Speisen nur im Wasserbad aufwärmen soll, um ihnen Um-schlagen des Geschmacks zu ersparen? daß Kaffeeesenz Fett aufsaugt, so daß er ein vorzügliches Reinigungsmittel für Herde, fettige Ledermöbel und dergleichen darstellt?

enge Mieder mit plissierten Einsätzen — kurzum, was immer phantasiereich und fleißig ist.

Das Kostüm spielt diesmal auch am Nachmittag neben dem geschlossenen Kleid eine Rolle. Man trägt zum schlanken Rock eine plissierte, dunkle Georgettebluse, mit Zugarbeit oder Samtbändern verziert. Als wichtigste Farbe behauptet sich am Nachmittag Schwarz, häufig mit einer pastellfarbenen Blume, doch nicht mehr mit den weichen Aufschlägen des Vorjahres.

Die Kostümröcke werden kürzer, die Taillen rücken höher. Die Gestalt wirkt dadurch sehr gestreckt. Zweierlei Tadeln werden bevorzugt: die ganz enge, kurze Schneiderjace von modellierendem Schnitt und die dreiviertel lange, sehr weite Jacke in Slipform. Die Mäntel sind lang und sehr schlank und phantasiereich mit Pelz und Posamenten besetzt. Wichtig ist eine breite Rückenfalte, und überall natürlich breite Gürtel, die das Kennzeichen der Mode von morgen sind.

Kennen Sie das Rezept?

Gefüllter Kohlsopf.

Man braucht ein Pfund Gehacktes, ein Viertel Pfund Speck, ein Ei, anderthalb Kilo Kraut, eine Semmel, Petersilie, Gewürz, etwas Mehl. Das Kraut zerteilt man unter Entfernung der Strünke, doch so, daß die großen, gewölbten Blätter ganz bleiben. Dann läßt man es in Salzwasser überwallen und im Sieb abtropfen. Inzwischen gibt man Fleisch und Speck durch die Maschine, mischt es mit der eingeweichten Semmel, dem Ei und den Gewürzen. (Salz, Muskat und Kümmel.) Eine angefeuchtete Serviette wird mit den großen Krautblättern ausgelegt, worauf man lagenweise die Fleischfarce und den übrigen Kohl schichtet. Dann vernotet man die Serviette und hängt sie am Quirl in siedendes Salzwasser. Der Pudding kocht etwa eineinviertel Stunden. Die Tunne wird mit etwas Mehl und gehackter Petersilie abgedeckt.

Gefüllte Heringe.

Sechs Heringe, zwei Eßlöffel geriebene Äpfel, ein Eßlöffel geriebenen Meerrettich, zwei Eßlöffel Mirepicksles, zwei Eßlöffel dicke, saure Sahne, Essig und Zucker. Die Heringe werden einen ganzen Tag unter mehrmaligem Wasserwechsel gewässert und entgrätet, doch so, daß sie ganz bleiben. Die Mirepicksles werden in kleine Würfel geschnitten und mit dem Meerrettich und den Äpfeln vermischt. Dann gibt man die Sahne hinzu und schmeckt mit Essig, Zucker und Öl ab. Die Heringshälften werden dick mit

dieser Farce bestrichen, zusammengerollt, mit Zitronensaft beträufelt und in fest-schließendem Gefäß einen Tag aufbewahrt. Beim Anrichten übergießt man sie mit noch einer Tasse saurer Sahne und garniert mit Mirepicksles.

Bachhausfleisch auf Vogelländer Art.

Auf ein Pfund Schweinefleisch rechnet man zwei Pfund Kartoffeln, zwei Pfund säuerliche Äpfel, Salz, Gewürze und Wasser. In die Form werden zuerst die in Scheiben geschnittenen rohen Kartoffeln gegeben. In eine kleine Grube in der Mitte legt man das Stück Fleisch im ganzen, deckt es nach dem Salzen von allen Seiten mit Apfelschnitten zu und gießt nur so viel kochendes Wasser an, daß es kaum bis zur Hälfte der Äpfel reicht. Im mäßig heißen Ofen bakt man das Gericht anderthalb Stunden lang, nachdem man obenauf Butterflöckchen und Semmelbrösel gestreut hat. Man richtet es an und reicht, nach Geschmack, noch Salat dazu.

Befanntes, mal ganz anders!

Eierisch, gebacken. Man ver-rührt vier ganze Eier mit drei Achtel Liter Milch, etwas Salz und Muskat gut. Dann läßt man die Masse im Wasserbad oder Bratofen bei mäßiger Hitze fest werden, schneidet sie in hübsche Schnitten und streifen, wendet sie in Ei und Semmelbrösel und bakt sie in Schmalz. Eine köstliche Beigabe zu Gemüsepflanzen und Salatgerichten, die kein Fleisch vermissen läßt.



In den Kampf für das WHW

Jeder kann helfen — Jeder wird helfen — Das Wert volksverbundener Nächstenliebe

SA sammelt Lebensmittel für das WHW.

Da liegt der Rechenschaftsbericht des WHW von 1934/35 auf dem Tisch, ein dünnes Heftchen nur in Schwarz und Weiß und doch so inhaltschwer. Millionenzahlen der Liebe und inneren Volksverbundenheit sind darin enthalten, die ein bereites Zeugnis von der sittlichen Kraft und dem unerschütterlichen Lebenswillen des deutschen Volkes ablegen.

„Einer für alle, alle für einen“, das ist der Leitspruch des großen Hilfswerkes, der Tat geworden ist. Das beweisen alle Zahlen, die in einer ausföhrlichen: 362 Millionen Mark Wert hatten die Geld- und Sachspenden für das WHW 1934/1935.

Das ist ein Renner, der die Welt in Staunen setzen muß; Zeugnis eines Opferwillens, wie er einzig dasteht. In Paris, London und Prag sagte man 1933/34, so etwas könne nur einmal und nie wieder vorkommen. Das zweite WHW hat den Gegenbeweis geliefert. Ungemindert groß ist das Geben und Empfangen geblieben. Herrlich ist und bleibt der Gedanke, daß die wahre Festigung der Volksgemeinschaft am deutlichsten durch das WHW sichtbar verwirklicht zum Ausdruck gekommen ist.

358 Millionen sind zum ersten, 362 Millionen zum zweiten gespendet worden; und zum dritten?

Zigtausend Helfer stehen schon wieder bereit, die große Schlacht gegen Hunger und Kälte zu schlagen, und Millionen sind stolz darauf, mit dem Armfien der Armen den gleichen Eintopf zu teilen und dem zu geben, der nichts hat, auf daß das Mehl im Stat nicht alle werde und das Öl im Krüge.

„Das WHW 1935/36 ruft zum Dienst!“ Die Gruppenführer der SA stehen auf den Sammelplätzen der großen und der kleinen Gemeinden und erteilen letzte Anweisungen.

„Der heutige Tag gilt einer Sonderaktion“, hört in der hinterpommerschen Kleinstadt die Helfertolonne. „Die Fette im Lebensmittelager des WHW sind knapp geworden.“

„Speck?“ — Die Bäuerinnen in den Dörfern öffnen die Rauch- und Speisefammern und schneiden breite Riemen von den schwarzen überzogenen Tafeln; ein Pfund die Landarbeiterin, zwei Pfund der Kossät, drei Pfund der Bauer und die Verwalterin der Winterlebensmittelvorräte auf dem Gut schon das lange Messer und legt eine ganze Speckseite in den Sammelkorb. Im westpreussischen Flecken gehen die Helfer mit schneeweißen Beuteln von Haus zu Haus.

„Mutter Gieschowska“, sagt einer, „in der Stadt wohnt eine Frau, die hat kein Mehl für ihre Kinder. Gib ihr ein Kilo oder zwei, damit sie baden und Suppe kochen kann.“

Und die Gieschowska gibt von dem, was sie übrig hat, denkt an drei Blondköpfe, die einmal groß werden sollen in treuer Liebe zum deutschen Vaterlande.

kommt wieder, — in 14 Tagen, da habe ich was, zwar nichts zu essen, doch etwas, das da warm hält.“

„Um, — da bin ich aber gespannt!“ Die Kathrin lacht und mit ihr tausend alte Mütter, die beim Licht der trüben Petroleumlampe die müden Augen, die zum Sehen kaum noch taugen, hinter Brillengläsern anstrengen, Strümpfe stricken, Zäcchen häkeln und — „aus Alt mach Neu!“ — Kinderlachen zurechtschneiden.

„Nun, was macht Ihr denn da?“ — „Angeln!“ — Der hundertprozentige Kriegsinvalide sitzt am blauen Tisch und läßt den Storkenschwimmer übers blante Wasser tanzen.

„Ich fange Fische für das WHW. Was soll ich sonst geben? Ich habe doch nichts; keine Lebensmittel und Waren, die zur Linderung der Not beitragen könnten. Das einzige, was ich habe, ist Zeit, viel Zeit — und die stelle ich in den Dienst der Hilfsaktion. Jeden Tag liefere ich das, was ich gefangen habe, ab. Warje und Hechte, Karpfen und Schleie — es wird alles gleich an die richtige Adresse gebracht.“

Männer, Frauen und Kinder stehen auf



In den Gemeinschaftsstuben beginnt bald wieder das Vasteln der Männer für die Kollenden.

einem Stubbenfeld auf bayerischer Erde. Reifigfeuer glühen und lodern. Sechs Burischen drehen den Göpel einer Seilwinde, Schulbuben polken mit Hacken Sand aus verfilztem Wurzelgeflecht, Greife zerfagen Stämme und Kloben —

„Was macht ihr da?“ „Stubbenbuddeln. Die Bauern haben sie uns geschenkt, als Beitrag zur Winterhilfe. Die Winden hat die Försterei gratis gestellt, die Pferde und Fuhrwerke zum Heimfahren der Stubben das Gut.“

Tätige Winterhilfe. Jeder deutsche Volksgenosse trägt sein Scherlein zum Wert der Nächstenliebe bei, auch der, der nichts an Gütern und kostbaren Schätzen hat. Was jeder hat, ist ein wenig Zeit und ein bißchen Arbeitskraft.

Da steht der alte Zimmermann am

Sobettisch. „Ch—ch—ch—“ singt seine Säge und zerschneidet den alten Kleider-schrank. „Daraus gibt's Gebrauchsgegenstände für Küche und Haus, lauter Kleinigkeiten, mit denen man vielen eine Freude bereiten kann. Abends baute ich Spielwaren für die jüngsten der Hilfsbedürftigen; Affen und Elefanten, Pferde und Kühe, Ställe und Scheunen. Wenn alles fertig ist, malt die Lotte, was meine erwachsene Tochter ist, alles bunt.“

Sechs Monate Großkampf im WHW stehen wieder bevor. Es ist alles bis ins kleinste vorbereitet und durchorganisiert. Abend für Abend empfangen die Ortsgruppenleiterinnen der NS-Frauenschaften die Helfer und Helferinnen, um eingehend mit ihnen zu beraten, in welcher Form die Sammelaktion durchgeführt und wer von den Hilfsbedürftigen unterstützt werden muß; was der Rentner Sowiwo bekommen muß und was die Kinder der jungen Witwe.

Im verschwiegenen gehen die Vertrauensmänner und -frauen von Haus zu Haus und halten Umfrage, wem „was“ fehlt.



Durch den Verkauf der Plaketten fließt Geld herein: die Herstellung der Abzeichen gibt Tausenden von Volksgenossen Verdienst.

„Hören Sie, die Frau Selbiger dürfen Sie beim Hilfsdienst auf keinen Fall übergehen“, sagt der Hauswart, „die tut immer, als hätte sie von allem in Hülle und Fülle, und in Wirklichkeit ist sie trocken Brot mit einem Stück Zwiebel drauf. Holz und Kohlen hat sie auch nicht, und warme Winterkleidung fehlt fast gänzlich. Die Selbigerin ist eine von den verschämten Armen, die am allerbedürftigsten sind. Ich wette 1000:1, daß selbst die kleinste Hilfe der Frau die größte Freude bereitet, zumal, wenn die Unterstützung in feiner und bezogener Form geschieht.“

Es ist ein schweres Werk, das Wert der Nächstenliebe. Tausend Dinge des Tastes müssen von den Helfern beachtet werden, damit auch die mit einbezogen werden und der Gaben teilhaftig werden, die sich nicht darum bewerben.

„Schreiben Sie, Fräulein“, bittet der Ortsgruppenleiter, und nennt Namen und Adressen von Unterstützungsbedürftigen, die hundertlei Dinge bekommen: Lebensmittel und Kleidung, Holz und Kohlen, Gebrauchsgegenstände für Küche und Haus und kleine Genüsse des täglichen Lebens, die nicht zum allernotwendigsten Bedarf gehören, als da wären: Zigarren und Zigaretten, Weine und Stärkungsmittel, Unterhaltungsliteratur und Spielwaren für die Kinder.

Hundert und aber hunderttausend Hände rühren sich fürs Vaterland, für jeden am Ende doch für sich, durch jene größte Gabe, die Helfer wird: die Freude und der Dank.

„Wer da gibt, dem wird gegeben“, dieser Spruch beharrheitlich klar und deutlich im WHW. „Gib“, sprach der Führer, „und ich gebe dir.“ Und wir gaben und geben, was wir hatten und haben. Nun laufen die Maschinen, rollen die Räder, rauchen die Schöte. „Gib“, sagt der Plakettenverkäufer: Ich gebe, und hunderttausend Heim- und Fabrikarbeiter flangen und feilen, fleben und malen, lackieren und schleifen.

Durch dich, durch mich für das WHW, durch das WHW, gibt es Arbeit, gibt es Brot, gibt es Wärme, Freude und Dank.

Tausend Mittel und Wege gibt es, opferfähig zu sein, ohne sich selbst auch nur im kleinsten zu berauben. Da liegt ein Buch in der Kommode, in das du niemals wieder schaust. Was soll das da? Irigendwo wartet ein „Wer“ darauf, den es glücklich macht. — Wozu die unmoderne, doch längst noch nicht abgetragene Strickweste in den Lumpenack? — Wollte aufgeräuselt und eine Schlummerrose draus gemacht. Im Mansardenstübchen wohnt ein alter Mann und drückt sich seinen tablen Kopf am Lehnstuhl wund.

Kein Notleidender soll hungern und frieren, freudlos und verbittert sein. Zigtausend Helfer sind zum Kampf für dich, für mich, für mein ganzes Volk angetreten, um mit ihm den Sieg zu erringen. „Einer für alle, alle für einen!“ — Jeder kann helfen, der Arzt dem Kranken kostenlos eine Behandlung zuteil werden lassen, der Apotheker eine Gratismedizin verabfolgen, der Rechtsanwalt einem Armen Beistand leisten, der Pädagoge einen intelligenten Schüler durch freien Privatunterricht den Weg zum Aufstieg ebnen. Jeden drückt irigendwo der Schub, und für jeden ist wer da, der da helfen kann.

Walter Schumann.

Photos (4): Hans Wittner — M.



Glücklich nehmen die Volksgenossen die Anteile an der Pfundspende in Empfang.

ert, das Werk der
Dinge des Tages
acht werden, da-
n werden und der
die sich nicht dar-

ein", distiert der
kennt Namen und
bedürftigen, die
nen: Lebensmittel
ohlen, Gebrauch-
Haus und kleine
ns, die nicht zum
gehören, als zum
igaretten, kleine
Unterhaltungslite-
die Kinder.

ertausend Hände
and, für jeden
durch seine größte
Freude und der

b gegeben", dieser
klar und deutlich
ach der Führer,
und wir haben
was wir hatten
Nun laufen die
rollen die Mä-
t der Blatetten-
gebe, und hun-
heim- und Pa-
kanten und
a und malen, lat-
chleifen.

ch, durch mich für
durch das W.B.
elt, gibt es Brot,
ime, Freude und

Mittel und Wege
festtätig zu sein,
ist auch nun im
berauben. Da
uch in der Kom-
das du niemals
st. Was soll das
dwo wartet ein
uf, den es glück-
-Wozu die un-
-och längst noch
agene Strickweife
denst? - Wolle
und - eine
olle draus ge-
Manfardenfild-
ein alter Mann
ich seinen fahlen
nsthut wund.

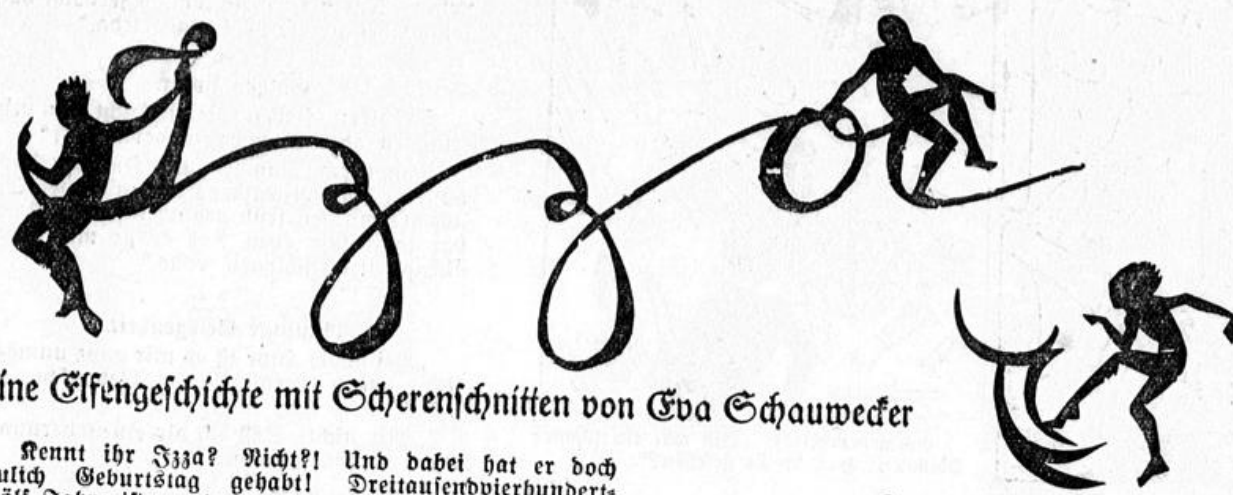
olleidenber soll
d freieren, freud-
vittert sein. Zig-
esser sind zum
nötig, für mich, für
Voll angetreten,
den Sieg zu er-
le für einen! -
-tzt dem Kranken
guteil werden
Gratiasmedizini
sanwalt einem
der Pädagoge
er durch freien
zum Aufstieg
idwo der Schuh,
r da helfen kann.

Blitner - M.



in Empfang.

Spielplatz der Jugend



Eine Esfengeschichte mit Scherenschnitten von Eva Schauwecker

Rennt ihr Zizza? Nicht! Und dabei hat er doch
neulich Geburtstag gehabt! Dreitausendvierhundert-
zwei Jahre ist er alt geworden - aber da er aus dem
Esfengeschlecht ist, bedeutet das soviel wie sieben
Menschenjahre und nicht mehr.

Zizza ist ein Lustfisch, und natürlich ist Zizza unsicht-
bar. Aber wenn Zizza liebhat, dem macht er sich doch
bemerkbar:

Neulich hatte Zizza einen großen Schreck. Am frühen
Morgen hatte ihn die Sonne in seiner Glodenblume
geweckt, und er war auf die Waldwiese gesprungen, um
zu tanzen. Dazu hatte er seine Flügel abgelegt, denn
sonst wäre er gar zu leicht ge-
wesen, und als er müde wurde,
setzte er sich auf einen kleinen Pilz,
der eben aus dem Moose wuchs.
Zizza muß wohl sehr müde ge-
wesen sein, denn
er schlief im kühl-
en Schatten ein
und machte erst
beim Abenddäm-



ern wieder auf, als
die Sonne ihm von der
anderen Seite her ins
Gesicht schien. Da aber
erschrak Zizza - der
Pilz, auf dem er lag,
war den Tag über ge-
wachsen und stand nun
hoch und groß mit
ausgestrecktem roten



Put und weißen Flecken da. Es
dauerte eine ganze Weile, bis Zizza
eine Biene anrufen konnte, um sie
zu bitten, aus der Glodenblume
die Flügel zu bringen. Inzwischen
hatte er beinahe doch den gewaltigen
Sprung auf den Waldboden
gewagt, denn eine Schnecke hatte
seine Hilflosigkeit bemerkt und troch-
den Stiel des Pilzes empor, um
Zizza ein Leid anzutun. Aber da
kam die Biene - Zizza warf seine
Flügel um und entfloh durch die
Lüfte, indem er alle Angst vergaß
und die Schnecke laut auslachte.

Zizza ist geschwind wie der Wind. Und beim
Gewitter, wenn all die kleinen Blumenwesen sich
ängstlich in ihre Kelche verstecken, schwingt Zizza sich
empor, läßt sich vom Krachen des Donners hin und her
schütteln, erwacht die herabschickenden Blitze beim
Schwanz und fährt auf den feurigen Pferden zur Erde
nieder. Er muß sich nur vorsetzen, daß die Sturmriesen
ihn nicht bemerken, denn sie erlauben nicht gern, daß
solch kleine Wesen sich in ihre Angelegenheiten mischen.
Es ist noch gar nicht lange her, vielleicht einige hundert
Jahre, da fahien sie ihn bei solchem Treiben ab, setzten
ihn auf eine vorüberziehende Sternschnuppe und
schickten ihn zur Strafe auf einige Jahre in den Welten-
raum. Da ist es finster und eiskalt. Und was das
schlimmste ist für solch kleinen Lustfische - dort rührt sich
kein Hauch, ja, es gibt überhaupt keine Luft dort. Und
Zizza laufte, dicht auf die kleine Sternschnuppe gedrückt,
durch diesen frostigen Tod, in dem die Sonnen und
Sterne mit ihren Monden wie blendend helle Punkte
in schwarzem Samt standen, und dachte, er müsse jeden
Augenblick sterben.

Das war nicht das einzige Mal, daß Zizza ein-
gesperrt wurde. Vor kurzem, es ist vielleicht zwanzig,
dreißig Jahre her, flog Zizza aus der gar zu warmen
mittäglichen Herbstsonne in einen Keller hinein, in dem
ein paar Männer um eine Tonne beschäftigt waren. Ein
kühles, goldenes Getränk wurde aus der Tonne in
Flaschen gefüllt, und Zizza nahm die Gelegenheit wahr,
flog dicht an diesen goldenen Quell heran und trank ein
Schluckchen. Aber ein sonderbares Gefühl ergriff ihn,
der Kopf fing an zu schwindeln, und Zizza fiel in die
Flasche hinein, aus der er eben gerufen hatte. Krach,
flog der Kork darauf, und Zizza war eingesperrt. Kein
Strampeln half. Bald fiel Zizza in Schlaf, schlief und
schlief und wurde erst vor einigen Tagen befreit, als
plötzlich der Kork mit lautem Knall aus der Flasche ge-
zogen und ihr Inhalt in hochfengelige köstliche Gläser

Wollen wir mal lachen?

Mutter: „Wofür willst du denn einen Groschen
haben?“

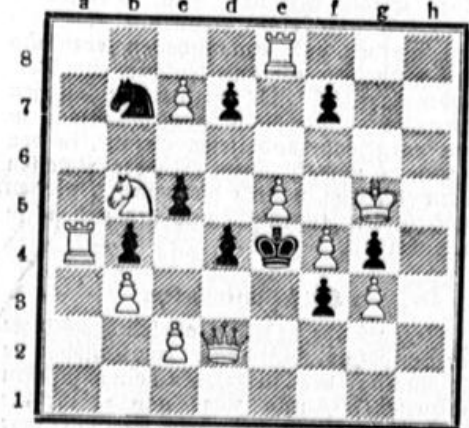
Kind: „Ich will mir Bonbons kaufen und die will
ich vor dem eiligen, dummen Wädel von nebenan aufessen
und ihr nicht einen Bonbon abgeben.“

Von einem Schotten wird erzählt, daß eine Motte
aus seinem Portemonnaie flog, als er wirklich einmal ge-
nötigt war, es zu öffnen.

Das ist bestimmt übertrieben - die Motte war sicher
schon tot.

Schachaufgabe

Heinz Netke



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: 20 Figuren.
Weiß (11 Figuren): König g5, Dame d2,
Turm a4, e8, Springer b5, Bauer b3, c2, c7,
e5, f4, g3. - Schwarz (9 Figuren): König e4,
Springer b7, Bauer b4, c5, d4, d7, f3, f7, g4.

Scharade

Die erste ist ein Tier,
Die zweite eine Pflanze;
Oftmals im Leben warst
Und bist du selbst das Ganze.

Ordnungsrätsel

Artischocke - Endivien - Erbsen - Gurkrapfel
- Estragon - Grünkohl - Gurken - Möhren
- Rognelonen - Rettich - Spargel
- Tomaten - Unterfolltrabi.

Wer wissen will, wo die vorstehend auf-
geführten Feldfrüchte wachsen, der ordne diese
anders. Die Anfangsbuchstaben, zusammen-
gezogen, geben dann den nötigen Aufschluß.

Silbenrätsel

ar - dort - e - e - el - el - ge - ger
- ger - gu - te - laich - len - mar -
mel - mund - ne - ner - ni - pos - rac
- rach - sa - si - sict - tau - un - vi.
Aus den vorstehenden 28 Silben sind 14
zweifelhafte Wörter zu bilden, deren Anfangs-
buchstaben, von oben nach unten, und End-
buchstaben, von unten nach oben gelesen, ein
Zitat von Friedrich Hölderlin ergeben:
Die zusammengelegten Silben haben fol-
gende Bedeutung:

1. Stadt in Westfalen
2. Gipfel in den Berner Alpen
3. Stadt in Schlesw.-Holstein
4. Kleinstadt
5. Edelwild
6. Ort an der Riviera
7. Amphibie
8. Heldengedicht
9. Sinn
10. biblischer Name
11. alkoholisches Getränk
12. Pflanzenkrankheit
13. weiblicher Vorname
14. afrikanischer Strom

Problem „Reise“



Kreuzwort-Silbenrätsel



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts:
1. Gottesbezeichnung, 4. Baum, 7. Sprengkörper,
8. indischer Dichter, 9. afrikanisches Volk, 10.
schweizerischer Kanton, 11. Vagabund, 12.
Geckel, 14. Fisch, 16. Romanschriftsteller, 17.
Schuppen, 18. Autobahn, 19. Antilopenart, 21.
Singspiel, 22. italienisches Birtenhaus, 24.
Theaterleitung, 25. Stadt in Italien, 26. Farbe,
27. Prophet, 28. Fluß in Pommern. - Von
oben nach unten: 1. Name eines Sonntags,
2. weiblicher Vorname, 3. Provinz in Kanada,
4. Pflanze, 5. weiblicher Vorname, 6. Kanarja,
13. Nachsprache, 15. Salatpflanze, 16. Stundung,
19. biblische Person, 20. weiblicher Vorname,
21. Schriftstellername des englischen Dichters
Bulwer-Lytton, 23. biblischer Patriarch.

Denkporträtaufgabe

Der Sohn eines amerikanischen Millionärs
will heiraten. Sein Schwiegervater ist eben-
falls sehr reich und nimmt den Reichtum seines
künftigen Schwiegersohnes etwas unter die
Lupe. Schließlich lagte der Schwiegersohn:
„Meine Gruben deren Erträge sind jetzt gleich
100 find, werden später 300 bringen; laß das
Land in seiner Ausbeute von 100 auf 50 zurück-“

gegossen wurde. Da war Zizza aber froh! Dankbar
umwehte er seine Befreier, die Menschen, die die Gläser
in den Händen hielten, mit ihnen anstehen und eine
liebliche Musik mit diesem Rillingen vollbrachten. Und
die Menschen tranken und sagten entzückt: „Welch wunder-
voller Duft in diesem Wein ist!“

Es gibt viele Geschichten von Zizza. Aber die
bekommt ihr erst nach und nach zu hören - für heute ist
es genug . . .

Buntes Allerlei

Die verschollene Karte des Kolumbus

Einst gab es viele Kopien von der Karte, die Kolum-
bus 1498 aus Haiti an das spanische Königspaar sandte.
Doch sind sie alle zusammen mit dem Original verschollen.
Eine davon aber, die 1501 in die Hände der Türken fiel,
wurde zur Ursache der großen Weltkarte, die der türkische
Seemann und Geograph Piri Reis 1513 seinem Sultan
Selim I. in Kairo überlieferte. Diese Karte wurde nun
von dem Orientalist Professor Rabe identifiziert und
wird für die Kolumbusforschung in Druck erscheinen.

Einfamilienhäuser vor 3000 Jahren

Eine italienische Forschungs Expedition unter dem
Kommandeur del Grande fand bei Engatara im Tangan-
jagebiet die Überreste einer uralten Stadt, die der Wohn-
sitz eines hochentwickelten Stammes gewesen sein muß.
Man fand die Reste von rund 4000 feineren Häusern,
die meistens drei Räume enthielten, also richtige Ein-
familienwohnungen. Von Forts und Wällen umgeben,
muß diese terrassenförmig aufgebaute Stadt zur Zeit
ihrer Blüte - man schätzt vorsichtig auf 1000 v. Chr. -
einen imposanten Anblick dargeboten haben.

100 Jahre ohne Kirchweih

Als vor hundert Jahren auf dem Kirchweihfest in
Cospeda ein Student durch einen Stich getötet wurde, be-
schlossen die zusammengehörigen Kirchengemeinden dieser
thüringischen Landschaft, für 100 Jahre kein Kirchweihfest
mehr abzuhalten. Das Jahrhundert ist nun abgelaufen,
und das erste Kirchweihfest soll nun mit besonderen Feiern
begegnet werden.



Wanderlied im Herbst

Nun weht schon durch die Wälder,
der kalte Boreas,
Wir streichen durch die Felder,
von Schnee und Regen naß.
Der Mantel fliegt im Winde,
gerissen sind die Schuh -
da blasen wir geschwinde
und singen noch dazu!

(Scherenschnitt von Eva Schauwecker.)

geben. Meine Einkünfte werden trotzdem durch-
schnittlich um 75 Prozent anwachsen.“ Der
Schwiegersvater antwortet: „Sei ich deine zu-
künftigen Erträge aus den Gruben wie aus
dem Lande je gleich 100, dann sind deine gegen-
wärtigen Erträge aus den Gruben gleich
33% und deine Landausbeute gleich 300. Du
bist also sehr reich, als du später sein wirst.“
Man konnte sich nicht einigen. Schließlich rief
der Schwiegersvater seinen alten Buchhalter,
der sich erst einmal die absoluten Zahlen geben ließ,
und zwar: für den Ertrag der Gruben fünf
Millionen Dollar, für den der Ländereien eine
Million Dollar. Was rechnete er aus?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung: Springer b 5 - d 6.

1. . . . beliebig;
2. D b 1 - e 4, beliebig;
3. Springer oder Läufer matt.

Der eigenartige Schach

Der Schach war falsch aufgestellt. In Wor-
ten: „Eintaufendzwothundert Marl“ gibt es
nicht.

Vierfeldige Scharade

Simonada.

Kreuzworträtsel

a) Von links nach rechts und b) von
oben nach unten: 1. Poesse, 2. Cafe
3. Esra, 4. Esal, 5. Esod, 6. Karl, 7. Real,
8. Ebe, 9. Ebr, 10. Esb, 11. Donnet, 12. Mann,
13. Neon, 14. Rone. Diagonale A-B:
Parlament.

Geographisches Silbenrätsel:

1. Amal, 2. Uerzia, 3. Frankfurt, 4. Dorgau
5. Elze, 6. Uestueh, 7. Ebenfer, 8. Raitbor,
9. Uersdorf, 10. Rafe, 11. Ulogau, 12. Rün-
haus, 13. Umitz. - Auf Feuerung folgt
Überflut.

Das ist die Höhe!

Cherubini wurde eines Tages von einem Gewitterregen überrascht. Der Meister hatte wohl einen Schirm bei sich, jedoch von so kleinem Format, daß man auf den ersten Blick erkannte, daß dieser Schirm einer Dame gehörte. Plötzlich erblickte er zu seiner Freude einen Wagen, der langsam näherkam. In demselben saß ein sehr guter Bekannter des Meisters, nämlich Gounod. Dieser war natürlich wie unzählige junge Menschen ein erklärter Verehrer des Komponisten. Es war also selbstverständlich, daß der Wagen hielt und Gounod unter strömendem Regen sein sicheres Plätzchen im Wagen verteilte und daselbe seinem verehrten Meister anbot. Cherubini nahm diese Einladung natürlich sofort an, stieg ein und machte es sich in dem hübschen Fahrzeug mit den weichen Seidenpolstern bequem. Das kleine Vehikel hatte nur einen Platz, und Gounod war nun dazu verurteilt, zu Fuß nach Hause zu gehen. Der Wagen wollte gerade davonrollen, als dem jungen Mann etwas einfiel. Er schaute noch einmal durch das Wagenfenster und sah Cherubini, ihm doch seinen Schirm zu leihen. Er würde ihn morgen zurückbringen. Darauf erwiderte Cherubini: „Das tut mir leid, junger Freund; aber ich kann es nicht machen. Es gibt nämlich zweierlei Dinge, die man niemals und unter keinen Umständen ausleihen soll: nämlich eine Frau und einen Regenschirm.“ Damit rollte er weiter, während Gounod pudelnak wurde. M. S.

Artisten in Zivil.

Knauschte frißt Feuer wie andere Leute Maffaroni oder Spargel essen. Das macht er selbstverständlich nicht zu seinem Privatvergnügen, sondern beruflich auf der Bühne. Knauschte lebt in glücklicher Ehe. Nur zuweilen gibt es einen häuslichen Strach.

Knauschte kommt nach Haus. Das Essen ist natürlich noch nicht fertig. Mit halbherziger Verpöpfung erscheint endlich die Suppe.

Tobi Knauschte: „Was ist das für ne Wirtschaft! Glaubst du, ich hätte Lust, mir an der heißen Suppe den Schnabel zu verbrennen...?“

Philosophen.

Dumke: „Viele Menschen würden ganz Bedeutendes leisten, wenn sie wüßten, welche Fähigkeiten in ihnen schlummern.“

Dumke: „Freilich! Seit ich verheiratet bin, kann ich Kartoffeln schälen, Gemüse kochen und Handwäsche waschen. Das habe ich mir auch früher nicht träumen lassen.“

„Aber, Hanschen, bei dieser Hitze trägtst du einen Überzieher?“

„Ja, die Mutter hat gesagt, ich müßte ihn aufräumen, nächsten Winter wäre er zu klein.“

Erlebnisse des Alltags

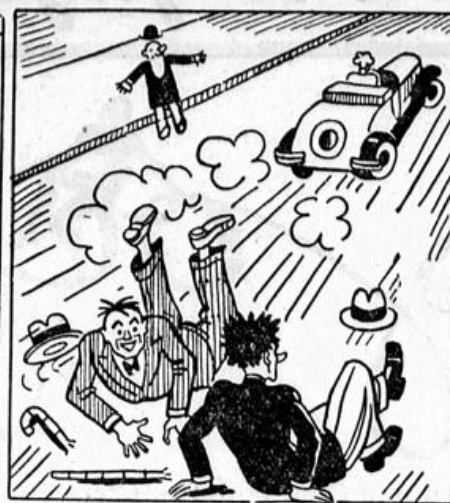


„Ja, da staunen Sie: mein Mann ist so an seine alte Hofe gewöhnt, daß er sie sogar anbeißt, wenn ich wasche.“

Gefegnete Ruhe!

„Martha, um Himmels willen — da liegt ja ein Einbrecher unterm Bett!“

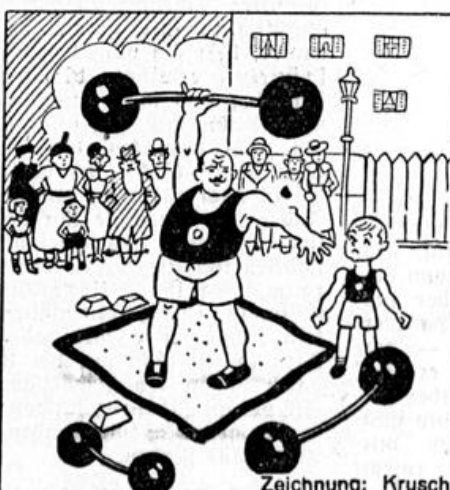
„Ja, Frau Müller — ich habe mich vorher auch schon darüber gewundert!“



„Immer verliert: „Das war ein schönes Mädchen. Hast du sie gesehen?“



„Bitte, einen Stehplatz im Parkett.“



„Bappel! „August, halt die Gewichte fest, es fängt an, windig zu werden!“

In der Rechenstunde

Lehrer: „Wieviel ist 27 mal 5, Fritz?“ (Schweigen.) „Nun gib mal gut acht, Fritz. Wenn jemand heute in meines Vaters Laden kommt und eine Zigarre zu fünf Pfennig kauft, und morgen und übermorgen auch...“

Fritz: „Der is ganz ausgeschossen, Herr Lehrer. Wer die Marke einmal jeroocht hat, kommt der zweite Mal nich wieder.“

Galgenhumor.

Tröbler: „Haben Sie vielleicht Lumpen, Flaschen oder Knochen zu verkaufen?“

Hausherr: „Lumpen und Flaschen habe ich keine, und wegen der Knochen müssen Sie sich bis morgen früh gedulden; mein Nachbar sagte mir eben, daß er sie mir heute abend entzweischlagen wolle.“

Günstige Gelegenheit.

„Bei dieser Hitze ist es mir ganz unmöglich, einen vernünftigen Gedanken zu fassen.“

„Mir nicht. Soll ich dir einen vernünftigen Vorschlag machen?“

„Ja!“

„Wir gehen drüber in das Lokal, und du bestellst zwei Glas Wein.“

Höflicher Ordnungssinn.

„Sag, Megger, schnoist mit amol mit bei Messer a Stückl von mai fünf's Ohr.“

„Aha, Huber, wozu denn dös?“

„Na, siehst denn net, am Sonntag hobens mir bei da Rauferei mal recht's Ohr halb weggerisse. Und es muß doch halt oins zum andere passe.“

Zurechtweisung.

Buchhalter: „Ich bitte um eine Zusage; mit meinem jetzigen Gehalt komme ich auf keinen grünen Zweig.“

Chef: „Ja, wer sagt Ihnen denn, daß Sie auf die Bäume steigen sollen? Bleiben Sie hübsch bei Ihren Büchern.“

Zum Wochenende fährt Biesede ins Grüne, um sich von den Strapazen seines Berufes zu erholen. Herr Biesede hat einen besonders strapazierten Berni. Abends legt er sich auf ein Brett mit langen, spitzen Nägeln. Zur Erhöhung des Effekts stellt sich eine erwachsene Person auf seine Brust. Das Publikum rast Beifall.

Biesede sitzt mit seiner Gattin an einem träumerischen See und denkt an nichts Böses. „Du verdimmich!“ schimpft er plötzlich und flucht sich die Hand vor die Stirn. „Was ist denn los?“ wundert sich Frau Biesede.

„Da hat mich so'n Biest von Mücke gestochen...!“

Wald Feld und Heide

Das Augenleuchten der Tiere

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Auge der Tiere aus dem Kaugeschlechte, wie des Löwen, des Tigers und der Hauskatze, aber auch die der Hyäne, des Fuchses und des Hundes in der Dunkelheit zu leuchten vermögen. Früher nahm man an, daß das Augenleuchten auf einer Art Phosphoreszenz im Innern des Auges selbst beruhe und von dem Erregungszustand und dem Willen der Tiere abhängig sei.

Die Ansichten haben sich jetzt auf Grund wissenschaftlicher Forschungen geändert. Das Augenleuchten steht im Zusammenhang mit dem eigentümlichen Bau der Augen der betreffenden Tiere. Das, was wir die Pupille nennen, ist eigentlich nur ein Loch in der Gefäßhaut des Auges, das von der Regenbogenhaut überdeckt wird. Die Pupille erscheint uns beim Menschen schwarz, weil die hinter der Gefäßhaut liegende, lichtempfindliche Netzhaut mit einer dunklen Farbstoffschicht versehen ist, welche die einfallenden Lichtstrahlen gewissermaßen verschluckt.

Bei der Katze und den anderen Tieren mit leuchtenden Augen liegt nun im Hintergrunde der Augen über der Eintrittsstelle des Sehnerv ein feines, farbstoffloses Häutchen, das man als Tapetum bezeichnet. Das Tapetum hat eine dreieckige Form und ist bei den einzelnen Tieren verschieden groß.

Dieses farbstofflose Häutchen ist es nun, welches das Augenleuchten hervorbringt. Denn da es des Farbstoffes entbehrt, verschluckt es nicht die einfallenden Lichtstrahlen, sondern wirft sie wie eine kleine Reflektierplatte zurück, so daß sie uns als leuchtende Strahlen erscheinen. Daß diese Strahlen zugleich farbig sind und die funkelnden Pupillen ebenfalls farbig aussehen, beruht

auf dem feineren Bau des Tapetums. Bei den Kaugarnen erscheinen sie goldgelb, bei den anderen Tieren bläulichgrün bis azurblau. Bei den ersten beiden Tapeten aus mehreren Schichten von feinen Zellen, in denen sich eine feine Streifung vorfindet, bei den letzten aus sich durchkreuzenden und durchscheinenden zarten Bindegewebsfasern, deren Schicht an den einzelnen Stellen verschieden dick ist.

Das weiße Licht enthält nun, wie man weiß, alle Farben, und es erscheint uns nur deshalb weiß, weil sich die Farben miteinander gleichmäßig vermischen. Der Bau des Tapetums bedingt es nun, daß die einfallenden Lichtstrahlen nicht gleichmäßig zurückgeworfen werden, sondern daß die eine Strahlenart früher, die andere aber erst später wieder nach außen heraustritt. Die stärkeren Stellen des Häutchens nämlich sogleich zurück, die dünneren Stellen lassen dagegen die Lichtstrahlen erst durch sie hindurchgehen, worauf diese nun nochmals von rückwärts nach vorn die dünnen Häutchen durchsetzen und sich jetzt mit den sogleich zurückgeworfenen Lichtstrahlen vermischen. Dieser Zeitunterschied in der Zurückwerfung der Lichtstrahlen verursacht es aber, daß einmal bald die gelben, bald die grünen und bald die blauen Strahlen stärker vertreten sind. Und daher leuchten die Augen goldgelb, grünlich-blau und azurblau.

Auf die gleiche Weise entstehen die bunten Farben aller Fensterscheiben, der Seifenblasen und der Perlmutterkugeln. Die letzten setzen sich aus sehr dünnen Schichten zusammen, die schief zur Oberfläche stehen und eine feine Streifung aufweisen. Man kann nun gerade an der Perlmutter sehr gut erkennen, daß es tatsächlich die Streifung und die dadurch bedingte Un-

gleichmäßigkeit in der Zurückwerfung der Lichtstrahlen ist, welche das Farbenpiel hervorruft. Drückt man nämlich die Perlmutter in schwarzem Siegelad ab, wodurch dieser die gleiche Oberflächengestaltung wie die Perlmutter erhält, so zeigt auch er jetzt buntschillernde Farben.

Man hat früher behauptet, daß die Augen der Tiere auch in völliger Dunkelheit leuchten. Das ist indessen nicht der Fall. Es gehört immer eine Lichtquelle dazu, die die Lichtstrahlen erst ausstrahlt, die allerdings nur sehr schwach zu sein braucht. Bei Tieren mit leuchtenden Augen, die in der Dunkelheit gehalten werden, ist es oft das Licht, das durch die Türspalte dringt oder zum Fenster von der Straße hereinstrahlt, welches als Lichtquelle dient.

Abgesehen gibt es auch gewisse Nachtfalter mit leuchtenden Augen. Das Augenleuchten hat für die Tiere den Nutzen, daß die zurückgeworfenen Lichtstrahlen die von ihnen getroffenen Gegenstände erhellen, so daß dadurch die Sehschärfe der Tiere gehoben wird.

Die Feuerwehr der Ameisen

Die französische Naturforscherin Frau Marguerite Combes, die Tochter des bekannten Botanikers Bonnier, veröffentlichte kürzlich einen interessanten Beitrag zu dem bemerkenswerten Kapitel von der hochentwickelten Intelligenz der Insekten. Nach langen Versuchen, die die Naturforscherin im Laboratorium des Biologischen Instituts in Fontainebleau ausführte, machte sie eine neue, interessante Feststellung. Frau Combes behauptet, daß unsere heimischen Ameisen bei Bränden richtige Feuerwehrkolonnen und Löschzüge an die Brandstätte entsenden. Die Versuche mit den Ameisen wurden im Laboratorium vorgenommen; die Resultate

dieser Beobachtungen bekräftigen Frau Combes Behauptung.

Auf ein Nest, das von einer Ameisenkolonie bewohnt war, legte die Botanikerin eine brennende Zigarette. Gleich darauf wurde der Brand alarmiert; der Löschzug der Insekten erschien an der Brandstätte, zog einen Kreis um den Brandherd und löschte den glimmenden Tabak durch Bespritzen mit Ameisensäure, die in den Giftdrüsen der Insekten enthalten ist. Dieses Experiment mit der glimmenden Zigarette wurde mehrmals wiederholt und war jedesmal vom selben Erfolg gekrönt. Ein brennender Nachschub und eine brennende Stearin-kerze wurden von den Ameisen ebenfalls durch Bespritzen mit Ameisensäure zum Verlöschen gebracht. Zwei allzu kühne Ameisen hatten sich bei der Rettungsaktion etwas zu weit vorgewagt und liefen Gefahr, in den Flammen umzukommen. Andere Ameisen eilten zu Hilfe, packten die beiden Insekten im kritischen Augenblick und brachten sie so in Sicherheit.

Holz-Bibliotheken.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts legte der Inspektor Schilbach zu Kassel eine Sammlung der in Hessen einheimischen Holzarten an, und zwar gab er ihr die Form einer Bibliothek. Jede Baumart war in einem Buch verkörpert. Der Rücken des Buches bestand aus der rauhen Rinde des Baumes, und an Stelle des Buchschlusses war der Name des betreffenden Baumes in verschiedenen Sprachen mit goldenen Buchstaben auf rotes Leder gedruckt. Die beiden Seiten des Buches bildete das durchgeschnittene und polierte Holz. Eine dieser Seiten konnte aufgezogen werden, und wenn dies geschah, fand man im Innern die Frucht, den Samen, die Blüten und die Blätter des Baumes nebst einem Stück von der Wurzel. Eine gleiche, aus 79 Bänden bestehende „Holz-Bibliothek“ besaß das Nationalmuseum in Vindobona. Auch der bayrische Naturforscher Konrad Zeller hatte eine solche Bibliothek mit verschiedenen Holzarten gesammelt, die 51 Oktavbände umfaßte.